

Osnabrücker Mitteilungen

Mitteilungen des Vereins für Geschichte
und Landeskunde von Osnabrück
(Historischer Verein)

Band 125

Verlag für Regionalgeschichte
2020

Redaktion

- Aufsätze* Dr. Birgit Kehne (Niedersächsisches Landesarchiv –
Abteilung Osnabrück)
Dr. Thomas Brakmann (Niedersächsisches Landes-
archiv – Abteilung Osnabrück)
Sonja Wahlbrinck (Verein für Geschichte und Landes-
kunde von Osnabrück)
Martin Siemsen M.A. (Justus-Möser-Gesellschaft)
- Rezensionen:* Dr. Thorsten Unger (Universitäts- und Hochschul-
archiv Osnabrück/Niedersächsisches Landesarchiv –
Abteilung Osnabrück)

Anschrift

Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück
Schloßstraße 29 (Landesarchiv), 49074 Osnabrück
E-Mail: info@historischer-verein-osnabrueck.de

Der Druck wurde gefördert mit Mitteln

des Landschaftsverbandes Osnabrücker Land e.V., der Stadt Osnabrück,
der Stiftung der Sparkassen im Landkreis Osnabrück und der Osnabrücker Landschaft.



Der Verein wurde unterstützt von

der Firma KMP Dr. Klein, Dr. Mönstermann + Partner mbB.



© Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück
Alle Rechte vorbehalten

www.historischer-verein-osnabrueck.de
www.regionalgeschichte.de

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

ISSN 0474-8158 – ISBN 978-3-7395-1295-2

Inhalt

I. Aufsätze

Sebastian Steinbach Die Osnabrücker Gegenstempel. Städtische Kontrollmechanismen des Geldverkehrs im Spätmittelalter	9
Karl H. Neufeld Die Abtei Iburg in der Bursfelder Kongregation 1468–1785	27
Heinrich Schoof Frühe Entwicklung des Bankwesens im ländlichen Raum am Beispiel der Gemeinde Dissen	37
Ernst Kosche Clara Witte-Pelz – eine vergessene Malerin aus Osnabrück	57
Fritz-Gerd Mittelstädt Landeskunde im Dienste ideologischer Indoktrination. Ein Jubiläums-Porträt der Stadt Melle aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges . . .	67
Rolf Spilker „Es gibt keinen Probealarm mehr in Osnabrück!“ Der erste Luftangriff auf Osnabrück am 23. Juni 1940	77
Helmut Lensing Die Niederdeutsch-Bewegung nach 1945 in den Regionen Grafschaft Bentheim, Emsland und Ost-Niederlande	91
Reiner Wolf „Zweifrontenkampf“ – Die Osnabrücker Junge Union in den 68er Jahren . . .	117
Thomas Brakmann Täter oder Gerechter? Die Diskussion zu Hans Calmeyer im Osnabrücker Geschichts-Blog	135

Möseriana

Saskia Johann
 „... Adel in Form“ – Die Statue Justus Möser's von Elisabet Ney 143

Isabelle Guerreau
 Briefe von Jenny Möser an Thomas Abbt 1763–1766 155

Martin Siemsen
 „Eine kurze Nachricht von den Westfälischen Freygerichten“.
 Zu Entstehung und europäischer Karriere eines Möser-Textes 171

II. Besprechungen

Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte (Hg.),
 Emsländische Geschichte 25 (Thomas Brakmann) 181

Hans-Peter Boer/Andreas Lechtape (Hg.), Kirchen, Klöster
 und Kapellen im Münsterland (Martin Schürrer) 186

Ulrich Andermann/Fred Kaspar, Leben im Reichsstift Herford,
 Münster (Martin Schürrer) 187

Dorothee Goetze/Lena Oetzel (Hg.),
 Warum Friedensschließen so schwer ist. Frühneuzeitliche Friedensfindung
 am Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses (Martin Espenhorst) 190

Beate-Christine Fiedler/Christine van den Heuvel (Hg.),
 Friedensordnung und machtpolitische Rivalitäten.
 Die schwedischen Besitzungen in Niedersachsen im europäischen Kontext
 zwischen 1648 und 1721 (Martin Espenhorst) 193

Renate Oldermann, „Aus einem uhralten hochansehnlichen
 Geschlecht entsprossen ...“. Die adligen Töchter im Stift Fischbeck.
 Herkunft, Selbstverständnis und Glaubenspraxis (Georg Wilhelm) 197

Ulrich Winzer/Susanne Tausch (Hg.), „Es hat also jede Sache
 ihren Gesichtspunct...“ Neue Blicke auf Justus Möser (1720–1794)
 (Martin Espenhorst) 199

Ulrike Sheldon, Einmalallezeit. Das Leben der Johanna Friederike von Bar nach Quellen erzählt (Ursula Meyer)	203
Dirk Ziesing, Das Ostfriesisch-Lingen-Tecklenburgische Landwehr-Infanterie-Regiment (3. Westfälisches) in den Befreiungskriegen 1813–1815 (Thomas Brakmann)	208
Bernd Haunfelder, Die Rektoren, Kuratoren und Kanzler der Universität Münster 1826–2016. Ein biographisches Handbuch (Martin Schürrer)	210
Willi Rüländer, „Der Kulturkampf geht in seinem Sturmschritt weiter“. Kulturkampf in der Region. Das Emsland (Christof Haverkamp)	213
Martin Brune (Hg.), Den Liebsten was Treues: Feldpostbriefe aus dem 1. Weltkrieg von Franz Brune, Bad Laer, betrachtet im Lichte von E. M. Remarques ‚Im Westen nichts Neues‘ (Thomas Brakmann)	215
Eugen Kotte/Helmut Lensing (Hg.), Die Grafschaft Bentheim im Ersten Weltkrieg. „Heimatfront“ an der deutsch-niederländischen Grenze (Michael Haverkamp)	217
Heiko Schulze, Unsere Erste. Alwine Wellmann. Osnabrücker Abgeordnete und Vorkämpferin für Frauenrechte (1891–1966) (Nina Koch)	221
Geschichtsort Villa ten Hompel/Westfälisches Wirtschaftsarchiv (Hg.), „Wer spart, hilft Adolf Hitler“. Nationalsozialismus und Sparkassen – Münster und das östliche Münsterland (Jacqueline Meurisch)	222
Bildungswerk Stanislaw Hantz/Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart (Hg.), Fotos aus Sobibor. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus (Sebastian Weitkamp)	224
Klaus Garber, Lebensreise. Blätter des Gedenkens (Thorsten Unger)	226
III. Jahresberichte	
Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück e.V. Jahresbericht Oktober 2019 – Oktober 2020 (Birgit Kehne)	229

INHALT

Homepage und HV-Blog (Thorsten Unger)	232
Arbeitskreis Stadt- und Regionalgeschichte (Karsten Igel)	234
Justus-Möser-Gesellschaft (Martin Siemsen)	235
Die Autorinnen und Autoren des 125. Bandes	239
Vorstand und Beirat des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück	240

Besprechungen

Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte (Hg.), Emsländische Geschichte 25, Haselünne: Eigenverlag der Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte 2018, 515 S., ISBN 978-3-9818393-5-7, € 25,00.

Mit dem 25. Band der „Emsländischen Geschichte“ feiert die so genannte „Blaue Reihe“ der gleichnamigen Studiengesellschaft 2018 ihr silbernes Jubiläum. Seit 1989 legt diese fast jährlich einen umfassenden Band zur Geschichte des Emslandes und der Grafschaft Bentheim vor. Und auch das aktuelle, mehr als 500 Seiten umfassende Buch zeigt einmal mehr, dass die Gesellschaft und ihre Reihe für die Erforschung der regionalen Geschichte unersetzlich sind.

Der Band beginnt mit einem Nachruf auf den im Februar 2018 verstorbenen Wilhelm Rüländer, der die Studiengesellschaft seit 1999 als Vorsitzender führte und in schulischer, kultureller und wissenschaftlicher Hinsicht überaus segensreich gewirkt hat.

In der Rubrik „Natur und Umwelt“ beschreibt Helmut Lensing das Vorkommen, die Bestandsentwicklung, die Biologie und die Lebensräume des Rebhuhns im Emsland und in der Grafschaft Bentheim (S. 22–55). Einstmals ein Charaktervogel der Kulturlandschaft (S. 47) ist das Rebhuhn heute fast nicht mehr anzutreffen.

Der umfangreichste Beitrag des Bandes ist gleichzeitig der Auftakt zu einer mehrteiligen Aufsatz-Serie, die in den kommenden Ausgaben der „Blauen Reihe“ ihre Fortsetzung finden wird: Unter dem Titel „Die Zentrumsparterie in der Provinz Hannover während der Weimarer Republik“ (S. 57–221) widmet sich Helmut Lensing der Geschichte der für das Emsland und die Grafschaft Bentheim über mehrere Jahrzehnte entscheidenden politischen Kraft. Der Aufsatz hat zweifellos für die Erforschung der regionalen Parteiengeschichte grundlegenden Charakter. In den in diesem Band abgedruckten ersten vier Kapiteln des Beitrags über diese in Norddeutschland nahezu unerforschte Partei beschäftigt sich Lensing mit der Lage der Katholiken in der Provinz Hannover, dem Grad ihrer Bindung an Kirche und Partei, der Ausgestaltung der katholischen (Zentrums-)Presse in der Provinz, wobei das Emsland das Rückgrat der Parteipresse stellte, sowie mit dem Abschneiden der Partei bei den Reichstags-, Landtags-, Provinziallandtags- und Reichspräsidentenwahlen in den unterschiedlichsten Regionen. In Ermangelung von Parteiarchivalien, die spätestens im Zweiten Weltkrieg fast vollständig zerstört wurden, bildet die Auswertung der Berichte der provinziellen (zentrumsnahen) Parteipresse das Rückgrat des Beitrags, der den Wahlkreis Weser-Ems, der aufgrund des hohen Katholikenanteils an der Bevölkerung für das hannoversche Zentrum besonders wichtig war, in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Entgegen dem bisherigen Forschungsstand, wonach es 13 Zentrumsblätter in der Provinz in Hannover während der Weimarer Republik gab, korrigiert Lensing diese Zahl deutlich und ermittelt 28 Zentrumszeitungen, darunter von der Forschung bislang unbeachtete Zeitungen wie den „Nordstern“ aus Twistringen (S. 90). Damit besaß „die katholische Partei mit beträchtlichem Abstand die

meisten Parteizeitungen in der Provinz“ (S. 98). Lensing wertet diese Überlieferung, sofern sie sich erhalten hat und (digital) benutzbar ist, aus, und trägt Informationen über Zusammensetzung, Tätigkeit und Entscheidungen der Zentrumsparterie in der preußischen Provinz Hannover zusammen, die Basis für diese erstmalige umfassende Studie.

Bei der Auswertung der Wahlergebnisse für den Reichstag fallen die konstanten Ergebnisse des Zentrums zwischen 1920 bis 1932 auf, die in der Provinz zwischen 8,3 bis 9,4 % lagen, und das trotz der gravierenden politischen und ökonomischen Veränderungen in dieser Zeit. Drei bzw. vier niedersächsische Zentrumsabgeordnete vertraten die Provinz im Reichstag. Überhaupt war das nordwestliche Niedersachsen in der Weimarer Zeit eine besonders treue Zentrumsregion; allein im Wahlkreis Weser-Ems konnte das Zentrum in dieser Zeit rund 12 Prozent an Wählerstimmen hinzugewinnen. Erst bei den März-Wahlen 1933 brach das Zentrum ein. Bei den Landtagswahlen sank der Zuspruch des Zentrums zwischen 1924 (9,2 %) und 1933 (8,0 %); während der Weimarer Zeit hatte das Zentrum fast durchgängig drei Abgeordnete im Landtag. Bei den vier Wahlen zum hannoverschen Provinziallandtag errang das Zentrum zwischen 9 und 11 Mandaten, wobei mindestens 2/3 der Abgeordneten aus dem Emsland und der Region Osnabrück stammten. Trotz der vergleichsweise geringen Anzahl der Mandatsträger konstatiert Lensing, dass die bislang geltende Forschungsansicht, wonach „das Zentrum in der Provinz Hannover – auf das gesamte Gebiet bezogen – bedeutungslos gewesen“ (S. 190f.) sei, zu revidieren ist. Bei der Reichspräsidentenwahl 1925 hatte das Zentrum in der Provinz Hannover zunächst Vorbehalte, den katholischen Kandidaten Wilhelm Marx aufgrund seiner früheren Zusammenarbeit mit der SPD zu unterstützen; entsprechend mäßig fiel die Wahlbeteiligung und das Ergebnis unter den Katholiken im ersten Wahlgang aus. Erst im zweiten Wahlgang, in dem Marx zum gemeinsamen Kandidaten aller Parteien der Weimarer Koalition erhoben wurde, unterstützten die zentrumsnahe Presse und die zahlreichen (liberalen) Zentrumsabgeordneten Marx, während viele konservative Katholiken Hindenburg ihre Stimme gaben. Bei der Reichspräsidentenwahl 1932 hingegen unterstützte das Zentrum in Hannover offen Hindenburg, der sich im zweiten Wahlkampf gegen Hitler durchsetzte.

Die Fortsetzung des Aufsatzes zur Zentrumsparterie im Band 26 (2019) der Buchreihe (S. 44–112) befasst sich mit der Organisation der Zentrumsparterie in der Provinz Hannover, so wie sie sich aus der parteinahen Presseüberlieferung rekonstruieren lässt. Leider musste dieses 5. Kapitel aus Platzgründen geteilt werden; die zweite Hälfte (Teilkapitel 5.3. bis 5.6.) soll im 27. Band (2020) erscheinen. Dies ist ärgerlich, denn in diesem Teil wäre Potential für Kürzungen durchaus vorhanden gewesen: So ist der erste Abschnitt des 5. Kapitels (S. 44–58) (5.1. Die hannoversche Zentrumsorganisation im ausgehenden Kaiserreich) weitestgehend identisch/wortgleich mit einem Beitrag des Autors in den OM (Band 109, 2004, S. 251–266). Ob damit die im ersten Teil angekündigten Kapitel 6–10 ganz oder teilweise auf den übernächsten Band 28 (2021) geschoben werden, bleibt abzuwarten, ist aber aufgrund der sukzessiven Entstehung der Studie (vgl. Band 25, S. 68) wahrscheinlich.

Lensings parteigeschichtlicher Beitrag ist überaus detail- und kenntnisreich, er besticht durch den Umfang der ausgewerteten Literatur, durch den weiten Blick des Autors auf die regionale Geschichte des 20. Jahrhunderts und durch den Umfang der ausgewerteten

historischen Zeitungsüberlieferung. Demgegenüber treten andere archivalische Quellen deutlich zurück, auch wegen der von Lensing konstatierten großen Überlieferungslücken. Trotz der Materialfülle und der Vielfalt an Themen, die Lensing bearbeitet, verliert sich der Autor nicht in Einzelheiten und die Studie bleibt – trotz mancher Redundanzen – gut und spannend zu lesen. Nachteilig für den Leser und möglicherweise auch für die Rezeption der Studie ist aber die Publikation in kleinen Portionen über voraussichtlich vier Jahrgänge der Blauen Reihe zwischen 2018 bis 2021. Angesichts des Umfangs wäre eine Veröffentlichung in Form einer Monographie in jeder Hinsicht die weit bessere Entscheidung gewesen, zumal sich der Beitrag bis in die Fußnotenzählung und die Verweise innerhalb der Anmerkungen hinein als Einheit versteht und in diesem Fall auch die Veröffentlichung des umfangreichen Anhangs (Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis) anstatt der ausschließlichen digitalen Veröffentlichung (unter www.emslandgeschichte.de) möglich gewesen wäre.

Die Haselünner Studentin Anna Nieters veröffentlicht in dem Beitrag „Die Entwicklung von Bevölkerung, Siedlung und Wirtschaft der Stadt Haselünne in der jüngeren Nachkriegszeit“ (S. 223–270) die Ergebnisse ihrer Bachelorarbeit (!) im Fach Geographie an der Universität Vechta. Sie untersucht in erster Linie, wie sich ab 1970 Haselünne räumlich ausdehnte, wo und wann Menschen in die Stadt zogen und inwiefern sich die Schließung von Unternehmen auf die Bevölkerungsentwicklung auswirkte. Die Autorin stützt sich in ihrer Untersuchung weitestgehend auf amtliche Veröffentlichungen, die sie zusammenfasst und in den Kontext der regionalen Entwicklung stellt. Sie bescheinigt der Stadt eine gute Infrastruktur, weist aber auch auf Defizite hin, wie die ungünstigere Verkehrssituation im Vergleich zu den Gemeinden entlang der A 31 oder die aus ihrer Sicht nur teilweise gelungene Innenstadtsanierung. Wirtschaftlich dominiere ein stark expandierender Mittelstand und es nehme die Relevanz des Tourismus zu, wobei gerade die Märkte (wie der Korn- und Hasemarkt) und der Freizeitsee eine besondere Sogwirkung ausübten.

In der etablierten Rubrik „Biographien zur Geschichte des Emslandes und der Grafschaft Bentheim“ wird der Lebensweg dreier Persönlichkeiten skizziert. Paul Thoben und Helmut Lensing (S. 273–290) präsentieren eine umfangreiche Biografie des früheren Landwirts und Landtagsabgeordneten Hermann Lüken-Klaßen (1924–1994), der als „Nachrücker“ im April 1953 für das Zentrum in den Niedersächsischen Landtag einzog und im November 1954 zur CDU übertrat, „um weiterhin politisch gestalten zu können“ (S. 280). Im Folgenden wurde Lüken-Klaßen im Kreis Aschendorf-Hümmling zu einem der wichtigsten CDU-Kommunalpolitiker, gründete 1956 die Junge Union, übte das Amt des Fraktionsvorsitzenden im Kreistag aus und vertrat den Kreis zwischen 1963–1970 als Abgeordneter im Niedersächsischen Landtag.

Die spannende Lebensgeschichte des umtriebigen Lingener Moorpioniers und Eisenhüttenbesitzers Wilhelm Friedrich Jüngst (1827–1892), der gleichermaßen ein ausgesprochener Hochstapler und Visionär war, beschreibt Manfred Fickers (S. 291–396). 1857 gründete Jüngst in Lingen eine Eisengießerei und pachtete zwecks Torfausbeute Moorflächen: Schwarztorf sollte als Brennstoff für Lokomotiven und bei der Torfverkokung eingesetzt werden. Beide Projekte scheiterten und nach einem spektakulären Bankrott emig-

rierte er 1867 in die USA, machte als Journalist Karriere, während seine Familie in Lingen mit seinen Schulden zurückblieb.

Das Leben des Drostens des Emslandes (1611–1657), Theodor Dietrich von Velen zu Velen (1591–1657), beschreiben Johannes Rüschen und Paul Thoben (S. 307–328), wobei sie dabei den Schwerpunkt auf die Gründung der Moorkolonie Papenburg in den 1630er Jahren legen.

In der Rubrik „Regionale Museumslandschaft“ gibt Thomas Niemeyer einen Einblick in das offene Museum „kunstwegen“ entlang des deutsch-niederländischen Vechtetals in der Grafschaft Bentheim und der niederländischen Provinz Overijssel (S. 330–358). Auf einer Strecke von 180 Kilometern sind hier grenzübergreifend 84 Kunstwerke zu sehen; es ist damit das größte offene Museum Europas.

Einen thematischen Schwerpunkt des vorliegenden Bandes bildet mit gleich drei Beiträgen die Rubrik „NS-Zeit in der Region“. Anton Wiechmann erinnert daran, wie in der NS-Zeit geistig behinderte Südtiroler im Entbindungsheim der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) auf Gut Hange in Freren-Suttrup und im Thuiner Kloster gelebt haben (S. 359–389). Seine intensiven Recherchen ergaben, dass im August 1940 Frauen und Männer aus Südtirol ins Emsland kamen. Unter dem Schutz der Franziskanerinnen überlebten sie die Ermordung von geistig Behinderten im Rahmen der so genannten „Aktion T4“. Einige aus der Gruppe mussten im Oktober 1943 zurück nach Salzerbad in (Nieder-)Österreich, wo sie bei der Auflösung des Lagers 1945 ermordet wurden. Die Südtiroler fanden hingegen nach dem Krieg im Emsland eine neue Heimat, nachdem sich der österreichische Staat in der Nachkriegszeit nicht darum kümmerte, diese psychisch kranken Staatsbürger zurückzuholen. Mit Martha Mitterhofer starb erst 1995 die letzte Frau aus dieser Gruppe.

Paul Meyer beschreibt das Kriegsende in den Strafgefangenenlagern im nördlichen Emsland (S. 390–421) und konzentriert sich dabei auf die Todesmärsche von Strafgefangenen bis nach Ostfriesland. Der Autor, der sich in der Vergangenheit intensiv mit den Gräueltaten des selbsternannten Hauptmanns Herold befasst hat, lenkt nun aber den Blick auf die Aktivitäten der Nationalsozialisten für den Fall, dass die Alliierten die Emslandlager einnehmen würden. So sollte in jedem Lager ein Lagervolkssturm aus den Wachmannschaften gebildet werden. Ab 1944 wurden zudem verstärkt Militärstrafgefangene in so genannte Bewährungsbataillone oder andere Wehrmachtseinheiten als „letzte Reserve“ (S. 398) begnadigt. Andere Häftlinge sollten über Märsche in andere Lager verlegt werden. Bekannt wurde der Todesmarsch von etwa 500 Häftlingen aus Lager VII (Esterwegen) Ende März 1945 nach Celle; bereits nach 20 Kilometern musste in Werlte aufgrund der totalen Erschöpfung der Gefangenen mit dem Rückmarsch begonnen werden. Um den heranrückenden kanadischen und polnischen Truppen zu entgehen, ordnete die Wehrmacht die Verlegung der frontnahen Lager in Richtung Leer an. Die schrecklichen Ereignisse auf diesen Evakuierungsmärschen schildert Meyer anhand zahlreicher detaillierter Erlebnisberichte, die im Kontext von gerichtlichen Strafverfahren in Oldenburg zusammengetragen wurden.

Der jüdischen Gemeinde Sögel, die 1925 prozentual auf Reichsebene mit 5,2 Prozent den größten Anteil von Juden an der Einwohnerschaft einer Kommune aufwies, und der

Deportation und Ermordung zahlreicher Mitbürger widmet sich der Beitrag von Heiner Wellenbrock und Marina Heller (S. 422–456). Obwohl die NSDAP bis 1933 keine Rolle in Sögel spielte, gab es schon im August 1933 erste öffentliche Demonstrationen, um die ansässigen Juden dazu zu bewegen, den Ort zu verlassen. In der Reichspogromnacht wurde die Synagoge der Gemeinde zerstört und zahlreiche Geschäfte und Privatwohnungen verwüstet; darüber hinaus begann die so genannte „Arisierung“ des Privatvermögens der jüdischen Mitbürger. Im Dezember 1941 und im Juli 1942 erfolgte die Deportation der jüdischen Gemeindemitglieder. Bis auf wenige Personen wurden alle ermordet. Das Autorenteam beschreibt die heutigen Spuren jüdischen Lebens in Sögel und die Entwicklung der Erinnerungskultur an die Gräuel der NS-Zeit. So werden aktuell 73 Stolpersteine für die ermordeten Juden Sögels verlegt.

Hans Jürgen Hilling taucht mit seinem Beitrag zu dem Haselünner Goldschmied Hermann Ketteler (vor 1560–1630) in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein (S. 457–496). Seine genealogische Studie, die sich auf eine breite archivalische Quellenbasis stützt, beschreibt, wie die Familie in Haselünne in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gezielt an ihrem sozialen Aufstieg im Fürstbistum Münster arbeitete und dabei auf akademische Bildung, konfessionelle Orientierungen und eine weitverzweigte Heiratspolitik setzte. So gelang es ihr, in den niederen Adel aufzusteigen. Der tragische Verlust des Stadtarchivs mag die Erforschung der Vormoderne Haselünnes erschweren, Hillings profunde Kenntnis der unterschiedlichsten Überlieferungsstränge und Archivaliengattungen zeigt aber, welche Möglichkeiten die Archivrecherche bietet.

Abschließend stellt Ludwig Remling neue Erkenntnisse über den Bau des Lingener „Palais Danckelmann“ vor (S. 498–509), die sich aus der Neuentdeckung von im Landesarchiv in Osnabrück befindlichen Dokumenten im Bestand „Grafschaft Lingen – Spanische und oranische Verwaltung“ ergeben. Sechs plattdeutsche Gedichte von Karl Sauvagerd und Carl van der Linde runden den mit 335 (farbigen) Abbildungen reich illustrierten Band ab. Einziger Wermutstropfen der ansprechenden Gestaltung: die Verwendung von Hochglanzpapier führt zu einer störenden Reflexion des Lichts in den Buchseiten, was das Lesevergnügen ernstlich trübt.

Die inhaltliche Qualität der Beiträge ist naturgemäß unterschiedlich. Der Band vereinigt einige wissenschaftlich anspruchsvolle und grundlegende Aufsätze und solche, die eher deskriptiven und zusammenfassenden Charakter haben. Alle liefern aber einen wichtigen Beitrag für die Erforschung der Region und für eine lebendige Erinnerungskultur im Emsland und in der Grafschaft Bentheim.

Osnabrück

Thomas Brakmann

Hans-Peter Boer/Andreas Lechtape (Hg.), *Kirchen, Klöster und Kapellen im Münsterland*, Münster: Aschendorff 2017, 180 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-402-13230-2, € 29,95.

Gotteshäuser üben eine besondere Faszination aus. Ob eine kleine Wallfahrtskapelle im entlegenen Dorf, der mächtige Dom einer Diözese oder eine futuristische Gemeindekirche – seit Jahrhunderten prägen sakrale Bauten auf höchst unterschiedliche Weise Landschaften und drücken ihr einen Stempel auf. Insbesondere das westfälische Münsterland ist reich an Kirchen, Klöstern und Kapellen, die Hans-Peter Boer und Andreas Lechtape auf rund 180 Seiten dem geneigten Betrachter präsentieren. Es handelt sich hierbei nicht um ein allumfassendes Handbuch, sondern, wie die Autoren eingangs auch betonen, um eine gezielte Auswahl kunsthistorisch und architektonisch herausragender Bauten, die vornehmlich über Fotografien vorgestellt werden. Bewusst richtet sich das Werk an ein breit interessiertes Publikum. Geordnet nach den Kategorien „Die Anfänge“, „Pfarrkirchen in den Städten“, „Pfarrkirchen in den Kirchspielen“, „Vom gemeinsamen Leben in Klöstern und Stiften“, „Wallfahrtsziele und Andachtsstätten“, „Im katholischen Milieu Bauten des Historismus“, „Kirchbau – in der Moderne angekommen“ und „Umnutzungen“ werden insgesamt 77 Gotteshäuser vorgestellt. Somit wird ein weiter Bogen von der Frühphase der Christianisierung um 800 bis in die unmittelbare Gegenwart gespannt. Kirchen, die sich auf Gründungen des heiligen Liudger und des von ihm an den Rand gedrängten Beornrad von Echternach berufen, stehen neben wenige Jahrzehnte jungen und bereits umgenutzten Gotteshäusern wie der Dreifaltigkeitskirche in Münster und der zu einem Kolumbarium umgewidmeten St. Michael-Kirche in Rheine. Die rund 1.200 Jahre alte sakrale Landschaft des Münsterlands wird hierbei gut abgedeckt, sodass nicht nur die namensgebende westfälische Metropole mit ihrem imposanten Dom und der außergewöhnlichen Petri-Kirche im Fokus stehen.

Die einzelnen Beiträge beinhalten einen sehr kurzen Abriss zur Baugeschichte mit Hinweisen auf architektonische oder künstlerische Besonderheiten, die zumeist aus „dem Dehio“ stammen, also dem nach wie vor zentralen Handbuch der Kunstdenkmäler. Zahlreiche stimmungsvolle und qualitativ hervorragende Fotos von Außen- und Innenaufnahmen der Kirchen, von Altären, Taufsteinen, Orgeln oder Skulpturen wissen den Betrachter in den Bann zu schlagen.

Eingeleitet wird der Bildband mit einer Überblicksdarstellung des Münsterlandes von der Christianisierung bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Allerdings sind hier einige Kritikpunkte anzuführen. Irritierend wirkt die von Johan Huizinga entlehene Metapher vom „Herbst des Mittelalters“ für die Beschreibung der spätmittelalterlichen Zeit. Ohne Frage hat der Niederländer mit seinem 1924 erstmals in deutscher Sprache veröffentlichten Buch zentrale Anstöße für die kulturgeschichtliche Erforschung des Mittelalters gegeben, Verdienste, die nicht hoch genug bewertet werden können. Doch die Reduzierung des Spätmittelalters als „Verfallsepoche“ gegenüber dem „blühenden“ Hochmittelalter ist nicht Stand der Forschung und sollte auch nicht mehr in dieser Weise als gegebene Tatsache in die historisch interessierte Öffentlichkeit getragen werden. Auch die postulierte, lineare Abfolge der Kirchbauten – von der Holzkirche der Frühmissionierung zur Steinkirche –

hält der kritischen Wissenschaft so nicht stand. Zudem war das Münsterland konfessionell nicht erst nach 1945 durchmischte. Trotz der Gegenreformation haben die Lehren Luthers hier bereits vor der Ankunft der mehrheitlich protestantischen Ostvertriebenen bleibende Spuren hinterlassen. Ob das kolportierte Streben nach Unabhängigkeit ein typisch münsterländischer Zug ist, sei dahingestellt. Spezialbegriffe wie „Gemeiner Landtag“, „Homilie“ oder „Wigbold“ hätten Erläuterungen verdient, da sie wohl nicht jedem Leser des Adressatenkreises geläufig sein dürften. Betont werden muss allerdings auch, dass die Augustiner-Chorherren nicht erst im „Herbst des Mittelalters“ auftauchen und nicht aus der religiösen Erneuerungsbewegung der „Devotio moderna“ erwachsen, sondern im 11. Jahrhundert ihre Wurzeln haben.

Neben diesen Kritikpunkten soll aber ausdrücklich unterstrichen werden, dass neuere Forschungen zu der hagiographisch überhöhten Rolle Liudgers bei der Bistumsorganisation des Münsterlandes differenziert rezipiert und allgemeinverständlich dargelegt werden. Herzstück des wunderbar bebilderten Bandes sind jedoch die Fotografien, die in gewohnt hoher Qualität des Aschendorff-Verlages so manches sakrale Kleinod entdecken lassen. Zusammenfassend ein Buch, das zum Verweilen, Betrachten und zu Ausflügen ins Münsterland ermuntert!

Oldenburg

Martin Schürer

Ulrich Andermann/Fred Kaspar, *Leben im Reichsstift Herford*, Münster: Aschendorff 2019, 464 S., 37 Abb., ISBN 978-3-402-24636-8, € 34,00.

Vorliegende Rezension steht vor der Herausforderung, nicht eine Monographie zu besprechen, sondern zwei Bücher von zwei Autoren, die sich mit demselben Themenfeld auseinandersetzen und in einem Band zusammengefasst sind. Der Zufall wollte es, dass Ulrich Andermann und Fred Kaspar im Verlauf ihrer Forschungen von den Arbeiten des jeweils anderen erfuhren und aus dieser Erkenntnis heraus eine gemeinsame Publikation in die Wege leiteten. Aus dem Blickwinkel ihrer jeweiligen Disziplin beleuchten beide Autoren das Reichsstift Herford. Der Historiker Andermann nutzt dabei geschichtswissenschaftliche Methoden und untersucht in einem klassischen Vorgehen in chronologischer Folge die Entwicklung des Pusinnastifts Herford von der frühchristlichen Gründung bis zur Auflösung im Zuge des Reichsdeputationshauptschlusses. Kaspar hingegen wirft vor allem einen Blick aus der Volkskunde und Baugeschichte auf das Damenstift und erzählt dessen Geschichte rückwärts vom Ende her. Die Autoren schrieben allerdings unabhängig voneinander an den jeweiligen Teilen des Bandes, sodass Andermanns „Entwicklung, Ansprüche und Wirklichkeit der Herforder Kanonissenstiftes“ und Kaspars „Die Freiheit Herford. Topografie, Bau- und Besitzgeschichte“ jeweils für sich stehen und gelesen werden können.

Andermann setzt bei der Gründung um 800 an und versucht die Wurzeln des Konvents aus dem Dunkel der Geschichte auch mithilfe hagiographischer Quellen zu erhellen. Die

erste Konventsgründung des heiligen Waltger bei Müdehorst wurde jedoch auf das Gebiet des späteren Herfords verlegt, ein Schritt, wie er im sächsischen Missionsgebiet nicht unüblich war (man denke nur an die Verlegung des Bistums Elze nach Hildesheim). Mit der Erlangung der Reichsfreiheit im 9. Jahrhundert war ein wichtiger Meilenstein für die folgende Entwicklung des Stifts erreicht. Etwas irritierend ist allerdings, dass – wenn auch im Zitat aus älterer Forschung – für das Jahr 822 von der „Entlassung aus dem Lehnsverband des Reiches“ gesprochen wird (S. 30). Dies lässt die von Susan Reynolds Mitte der 1990er Jahre angestoßene und fruchtbringende Diskussion in der deutschen Mediävistik über das „Lehnswesen“ außer Acht, die eine Anwendung dieses herrschaftlichen Konzepts für das Früh- und weite Teile des Hochmittelalters widerlegen kann. Zur Ministerialität und den Hofämtern des Kanonissenstifts hätten sich weiterführende Gedankengänge anschließen können. Dass der Truchsess, Kämmerer, Mundschenk oder Marschall „keine praktischen Funktionen hatten, sondern nur repräsentative Zwecke erfüllten“ (S. 72), vermag nicht ganz zu überzeugen. Mit der Etablierung dieser Hofämter stellte sich die Äbtissin in Entwicklungslinien, wie sie im 12. Jahrhundert im Herzogtum Sachsen zu greifen sind. Der sächsische Herzog sowie einzelne Grafen übernahmen die aus dem imperialen Kontext bekannten Hofämter, die unter anderem bei Reisen gewiss praktische Aufgaben übernahmen und auf einer symbolischen Ebene dem Auftreten der Äbtissin weiteres Ansehen verliehen. Die besondere Heraushebung in den Zeugenlisten von Diplomen unterstreicht zudem die Bedeutung der Hofämter. Andermann greift die alte und bisher nicht zufriedenstellend gelöste Debatte um die Frage auf, ob der Herforder Konvent als Stift oder Kloster angelegt worden war. Die älteste christliche Kommunität im sächsischen Gebiet sei zwar mit Benediktinerinnen aus dem Kloster Soisson bestückt worden und das alte Konventsgebäude zeige bauliche Merkmale eines Klosters auf, doch seien die dortigen Frauen schon in der Gründungsphase als Kanonissen in einem Stift anzusehen. Wie so häufig bei Forschungs-kontroversen um Themen aus dem Frühmittelalter fehlt bei der schwierigen Quellenlage der schlagende Beweis für die eine oder andere Interpretation. Die Unterscheidung von Stift und Kloster ist insofern relevant, da sich hier andersartige Formen des geistlichen Zusammenlebens und rechtliche Konsequenzen anschließen. So war es Kanonissen, wie in Herford, gestattet, sich vom Stift zu absentieren und sogar zu resignieren. Nur für die Äbtissin galt eine Residenzpflicht. Bis zum Ausgang des Hochmittelalters erlangte das Frauenstift mit der freien Äbtissinnenwahl, Markt-, Münz- und Zollrechten, der Befreiung vom Grafengericht sowie der direkten Unterstellung unter dem Papst wesentliche Rechte und Freiheiten, die das Fundament seiner herausgehobenen Stellung bis zur Auflösung bildeten. Interessant ist, dass die Stadt Herford zwar erst 1631 offiziell zur Reichsstadt erklärt worden ist, aber schon im Mittelalter die Reichsfreiheit des Stifts bei Bedarf auf sich selbst bezog (S. 57). Sehr gut sind die Dynamiken des Stifts Herford sowie die Wandlungen und Brüche dieser geistlichen Vereinigung von Andermann gezeichnet, deren tiefgreifendste Zäsuren zweifelsohne die Ablegung des katholischen Bekenntnisses im 16. Jahrhundert und das Unterlaufen der freien Äbtissinnenwahl ab Mitte des 17. Jahrhunderts waren. Kurz sei hier noch auf die Charakterisierung Herfords als Damenstift eingegangen. Durch akribische Quellenuntersuchungen kann Andermann aufzeigen, dass von 1650 bis zur Säkularisation

tatsächlich alle Äbtissinnen hochadeliger Herkunft waren – für die einzelnen Stiftsfrauen ist dies nicht immer zu belegen! Für die Jahrhunderte zuvor ist diese hochadelige Herkunft der Äbtissinnen nicht mit Sicherheit auszumachen, da insbesondere bis ins Hochmittelalter nur selten Beinamen überliefert sind, sodass die Frauen nicht immer einer speziellen Familie zuzuordnen sind.

Fred Kaspar konzentriert sich im zweiten Teilband auf die baulichen Befunde zum Stift Herford. In kleinen Schritten geht er dabei in der Zeit zurück und stellt den Fragenkomplex in den Mittelpunkt, was sich wann und warum änderte. Die Stiftskirche wird hierbei jedoch ausgeklammert, da diese bereits in einer Vielzahl von Untersuchungen beleuchtet worden ist. Die einzelnen Gebäude des Stifts, die Kurienhöfe, Wohnhöfe, Vikarien und das Abteisschloss der Frühen Neuzeit werden dafür ausführlicher analysiert. Archäologische und bauhistorische Funde werden von Kaspar mit Archivquellen verschränkt, sodass seine Ausführungen ebenfalls als Plädoyer für eine enge Zusammenarbeit der historischen Teildisziplinen zu lesen sind. Bei der detaillierten Betrachtung der noch vorhandenen wie abgetragenen Baureste des Stifts besteht allerdings für den nicht aus Herford Stammenden die Gefahr, sich etwas zu verlieren. Karten, wie die zum Stiftsbezirk Herford zu Anfang des 16. Jahrhunderts, helfen bei der Orientierung enorm weiter und sind eine wichtige Ergänzung des Geschriebenen (S. 246). Dem historisch interessierten Nachgeborenen blutet das Herz, dass im 19. Jahrhundert Konventsgebäude in der Stiftsfreiheit für Fabriken, teilweise in unmittelbarer Nähe zur Kirche, weichen mussten. Gut gelungen sind die Abschnitte, in denen die Bauweise eines Gebäudes mit der Funktion in Verbindung gesetzt wird. Insbesondere bei der direkt an die Wohnung der Äbtissin angrenzenden Aula wird die Verknüpfung von kirchlichen mit weltlichen Bezügen deutlich (S. 277).

Hervorzuheben sind noch die im Anhang versammelten Verzeichnisse der Kanonissen für das 17. und 18. Jahrhundert sowie die Liste der Wochenherren (*hebdomadarii*), die für das Stift zuständigen Kanoniker, seit 1255. Ein ausführliches Personen- und Ortsregister rundet das Werk ab. Die Querverweise zwischen beiden Teilen des Bandes fallen weniger stark aus, als dies zu vermuten wäre. Ein gemeinsames Kapitel beider Autoren, das pointiert Differenzen zwischen ihren Interpretationen aufzeigt, hätte sowohl die Synergien beider Zugänge verstärken als auch weitere Untersuchungen anregen können. Zukünftige Forschungen zum Reichsstift Herford werden an diesem Band jedenfalls nicht vorbeikommen.

Oldenburg

Martin Schürer

Dorothee Goetze/Lena Oetzel (Hg.), Warum Friedensschließen so schwer ist. Frühneuzeitliche Friedensfindung am Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses (Schriftenreihe zur Neueren Geschichte 39, Neue Folge 2), Münster: Aschendorff 2019, IX und 457 S., ISBN 978-3-402-14768-9, € 62,00.

Zwischen 1500 und 1789 wurden über 2.000 Friedensverträge in Europa abgeschlossen. Der wohl am besten erforschte ist der Doppelfrieden von Osnabrück und Münster aus dem Jahr 1648. Wahrscheinlich gab es in der Frühen Neuzeit kaum ein Jahr, in dem nicht irgendwo ein Friedensvertrag vereinbart wurde. Trotz der in Europa allgemein akzeptierten Techniken und Regularien des Friedensschließens – sogar der Aufbau des Vertragstextes war normiert – war es in der Vormoderne – ebenso wie auch heute – schwer, Frieden zu halten.

Wer das zu besprechende Werk nach der Lektüre aus den Händen legt, wird überzeugt davon sein, wie unabdingbar wichtig die Erforschung des europäischen Friedens der Frühen Neuzeit sowie die detaillierte Rekonstruktion und Analyse vormoderner Friedensprozesse ist – auch für die Gegenwart.

Die Beiträge des zu rezensierenden Tagungsbandes, der 457 Seiten umfasst und neben einer Einleitung der Herausgeberinnen 32 Beiträge, ferner ein Personenregister sowie ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren enthält, bilanzieren die Forschungen zum Westfälischen Frieden als dem „Prototypen frühneuzeitlicher Friedenskongresse“. 23 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Werkes wirken an deutschen Institutionen bzw. Städten, davon zehn in Bonn, ferner zwei in Österreich sowie je eine/r in der Schweiz, Belgien, Frankreich, Großbritannien, Irland, Schweden, Norwegen und der Tschechischen Republik. Die einzelnen Artikel haben ein Volumen von durchschnittlich 13 Seiten, einige aber nur einen Umfang von sechs und weniger. Neben den eigentlichen Aufsätzen (25) sowie den einleitenden Überlegungen der Herausgeberinnen werden auch Kommentare (2) sowie ein Bericht der veranstalteten öffentlichen Podiumsdiskussion und die hier vorgebrachten Diskussionsbeiträge (4) geboten. Dreißig Beiträge sind deutsch- und drei englischsprachig. Der Band ist in sechs Sektionen untergliedert: 1. (Inter-)Nationale Meistererzählungen zum Westfälischen Frieden, 2. Grundlage der Bewertungshorizonte – (Un-)gelesene Quellen zum Westfälischen Friedenskongress, 3. Frühneuzeitliche Gesandte zwischen Verhandlungen und Alltagsleben, 4. Werte, Normen und Diskurse als Denkraum frühneuzeitlicher Friedensverhandlungen, 5. Populärwissenschaftliche Zugänge als Multiplikatoren in die Öffentlichkeit und 6. Dokumentation der Podiumsdiskussion „Friedensschließen und kein Ende? Von der Aktualität frühneuzeitlicher Friedenskongresse“.

Der Tagungsband dokumentiert – wie die Herausgeberinnen in ihren einleitenden Überlegungen darlegen – verschiedene Umbrüche. Zum einen scheint die Frühneuezeitforschung – und nicht nur diese – ihre Perspektive mehr und mehr von der Friedens- zur Kriegs- und Militärgeschichte zu verschieben. Es ist bekanntlich der Politologe Herfried Münkler, der Studien über Kriege als lehrreicher ansieht als die über Frieden. Ob Frieden und Krieg ein Gegensatzpaar darstellen, sei einmal dahingestellt, denn auch während des Krieges gab es Friedensgespräche, und Friedensverträge waren Instrumente der Macht- und

Militärpolitik. Zu Recht verweisen die Herausgeberinnen auf die Forderung von Johannes Burkhardt, mögliche Friedensalternativen zu erkunden. Neben Burkhardt war es vor allem Heinz Duchhardt, der sich als einer der ersten systematisch mit frühneuzeitlicher Friedensgeschichte befasste. Ein weiterer Umbruch, dem der Tagungsband Rechnung trägt, ist der „cultural turn“, die von den Herausgeberinnen beschriebene Hinwendung von der Politik- zur Kulturgeschichte. Neu ist hier, dass der Schwerpunkt auf den „mental maps“ und Feindbildern liegt, den Akteuren und ihren Netzwerken, auf dem Zeremoniell und der symbolischen Kommunikation, den diplomatischen Praktiken, den Diskursen der Gesandten usw. Und schließlich thematisiert der Band die institutionelle Entwicklung von der APW (Bonn) und ihrer Schriftenreihe bis zum 2012 gegründeten Zentrum für historische Friedensforschung (ZHF; Bonn) – besonders werden dabei die Leistungen von Konrad Repgen und Maximilian Lanzinner herausgefiltert. Festgestellt wird, dass es zwar eine Meistererzählung vom Frieden, nicht aber vom Kongress gebe.

Es ist nicht möglich, alle Beiträge vorzustellen, obwohl ein jeder exzellente Ergebnisse und/oder Impulse enthält. In der ersten Sektion werden die Forschungsergebnisse zum Westfälischen Frieden bewertet, wie sie in den nationalen Historiographien – Deutschland (S. Westphal), Frankreich (C. Gantet), Spanien (A. Malcolm), Schweden (M. Hårdstedt), die Niederlande (I. Kozmanová) – erarbeitet wurden. Grundsätzlich scheint der Westfälische Frieden ein Thema vor allem der deutschen Geschichtswissenschaft zu sein. Siegrid Westphal arbeitet in diesem Zusammenhang heraus, dass im 18. Jahrhundert eine tendenziell positive Bewertung vom Westfälischen Frieden vorherrschte, wobei dessen Leistungen für das Reichsgrundgesetz betont und dessen Wirkungen als Referenz für friedensstiftende Aktivitäten gewürdigt wurden. Dies änderte sich allerdings im 19. Jahrhundert, wie Westphal darlegt, im Zuge der Formierung des Nationalstaates, als dem Westfälischen Frieden die Qualität eines nationalen Unglücks zugeschrieben wurde. Allerdings wäre m.E. zu prüfen, ob „Aufklärer“ nicht schon vor 1806 – zumindest vereinzelt – Kritik am Westfälischen Frieden übten.¹ In der modernen Geschichtswissenschaft scheint der Westfälische Frieden aktuell, wie Westphal darlegt, en vogue zu sein: Zum einen weil es eine Debatte über die Existenz eines sog. „Westphalian Systems“ gibt; zum anderen weil eine Initiative „Westphalia for the middle East“ gefördert wird, die Erfahrungen des Westfälischen Friedens für gegenwärtige Entwicklungen im Nahen und Mittleren Osten zu nutzen. Westphal verbindet ihren Beitrag mit einem Appell, weniger die europäischen Dimensionen des Westfälischen Friedens zu betonen und stattdessen die Effekte und Bezüge zum Alten Reich freizulegen. Allemal plädiert die Autorin für eine Meistererzählung der deutschen Friedenstradition seit dem Ewigen Landfrieden von 1495. Nach Ansicht des Rezensenten wäre zu überlegen, ob nicht gerade eine europäische Tradition der Friedenswahrung und -stiftung, der Friedensvertragspraxis und -theorie weiterhin erforscht werden müsse, gerade mit Blick auf eine vormoderne europäische Übersetzungskultur, wie Johannes Burkhardt schon 2010

¹ Wenn etwa der Göttinger Historiker August Ludwig Schlözer (1735–1809) 1798 den Westfälischen Frieden als den barbarischsten, unmenschlichsten aller Frieden bezeichnete, weil es seit 1648 kein Deutschland mehr gegeben habe, siehe Martin Peters, *Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735–1809)*, Münster, 2. Auflage, 2005, S. 403.

forderte, wobei das inzwischen etablierte DFG-Schwerpunktprogramm „Übersetzungskulturen“ (PP 2130) wichtige Impulse bieten könnte.

In Sektion 2 befassen sich die Beiträger mit den Möglichkeiten der Materialisierung, Entstehung, Verbreitung und dem Einfluss von Quellen auf kulturelle Entwicklungen sowie Geschichtsbilder. Untersucht wird das Zusammenspiel von Kongresspolitik und Zeitungsberichten (J. Bechtold), die durch die Digitalisierung der APW erreichten Effekte (T. Tenhaef), die Auswertungsoptionen der APW für die Germanistik und Linguistik (S. Müller) sowie schließlich die Funktionen von Musik als *Instrumentum Pacis* (E. Natour).

In Sektion 3 widmet sich Ralf-Peter Fuchs den Kommunikationspraktiken, Marcel Mallon dem Kunstraub im 30-jährigen Krieg, Guido Braun der Stadt- und Kongressgesellschaft – besonders Münsters – und Clemens Peck den damaligen Friedensspielen am Nürnberger Exekutionstag. Dagmar Freist behandelt in ihrem Kommentar die Chancen einer praxeologischen Perspektive. Markus Laufs analysiert den Unterschied zwischen offizieller und inoffizieller Friedensvermittlung am Beispiel der geheimen niederländischen Friedensvermittlung von 1646, die parallel zu den offiziellen päpstlich-venezianischen Mediatoren verlief. Dabei filtert Laufs drei Formen der Vermittlung heraus – „Gute Dienste“, Interposition und Mediation – mit je unterschiedlichen Graden der (Un)Verbindlichkeit, (In)Formalität und Flexibilität. Maria-Elisabeth Brunert wendet sich einer besonderen, wenig erforschten Methode zu, wie sich Akteure über die Diplomategattin Gehör verschaffen und über sie um Fürsprache beim Ehemann bitten konnten. Anhand von zwei Beispielen – der Ehefrau des schwedischen Diplomaten Salvius und der Duchesse de Longueville – wird anschaulich nachgewiesen, wie eine Interzession der Ehefrau von Diplomaten erfolgreich umgesetzt werden konnte und wie diese aktiv ins Verhandlungsgeschehen einbezogen wurden. Alexander Schoenen befasst sich mit der Bedeutung der Informalität auf dem Westfälischen Friedenskongress und sieht in ihr einen Kommunikationsweg besonders bei stockenden Verhandlungen. Grundsätzlich existiere Informalität zwangsläufig neben stark geprägten Systemen. Informelle Verhandlungen konnten Konflikte vermeiden, sie konnten formelle Differenzen umgehen und Zeremonialstreitigkeiten verhindern. Magnus Ulrich Ferber fragt in seinem Beitrag, inwieweit sich unter den Diplomaten des Westfälischen Friedenskongresses ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt hat. Dabei stellt er fest, dass sich eine spezifisch „westfälische“ Vertragssprache durchsetzte, und konstatiert ein starkes Eigenleben des Kongresses – auch und gerade gegenüber den Höfen. So etablierte sich sogar ein „westfälisches“ Netzwerk, das seine Fortsetzung in Nürnberg und Regensburg fand und ein Bedürfnis nach einem dauerhaften Friedenskongress formulierte. Diese über 1648 hinausgehende Diplomatenklasse vermittelte, so Ferber, Frieden an den jeweiligen Höfen – nicht umgekehrt.

In Sektion 4 finden sich der Kommentar von Hillard von Thiessen über die Bedeutung von Werten und Normen und Dorothee Goetze über die Gratwanderung zwischen Verehrung und Korruption auf dem Westfälischen Friedenskongress. Volker Arnke fragt in seinem Beitrag nach dem Friedensverständnis der Diplomaten. In diesem Zusammenhang befasst sich der Autor mit den vormodernen Friedensschriften von Jakob Lampadius, Christoph Besold, Franz David Bonbra und Nicolaus Schaffhausen. Arnke plädiert

für einen weitgefassten, nicht nur auf die zwischenstaatliche Friedensstiftung fokussierten Begriff. Zugleich äußert er sich kritisch gegenüber Darstellungen, die sich auf einer Differenz zwischen Frieden als Sehnsuchtsort auf der einen und einem politisch-juristischen Friedensbegriff gründen. Mit Krankheit und Krankheitsdiskursen befasst sich Lena Oetzel. Krankheit, stellt sie heraus, sei 1648 als ein taktisches diplomatisches Instrumentarium genutzt worden. Auch wurde Kranksein als Grund für das eigene Vorgehen und für unterlassene Handlungen vorgebracht. Nicht selten war Unwohlsein auch vorgetäuscht. Zudem sei Krankheit als Metapher zur Einordnung der Staatenwelt gebraucht worden.

In Sektion 5 finden sich Beiträge von Nils Jörn über die Gründung und Aktivitäten des Wismarer Archivvereins, von Joachim Krüger über Krieg und Frieden aus Sicht des Museums, von Jonas Bechtold, Jochen Hermel und Christoph Kaltscheuer über Tagungsblogs und Twitter und von Michael Wilcke über Historische Romane.

Schließlich wurden in Sektion 6 die Beiträge zur Podiumsdiskussion aufgenommen, beginnend mit dem Bericht von Michael Laufs und Marcel Mallon sowie anschließend mit den Diskussionsbeiträgen von Michael Kaiser über das Vergeben und Vergessen in Friedensverträgen, Christoph Kampmann, der Forschungsperspektiven skizziert, Patrick Milton über etwaige Impulse des Westfälischen Friedens für einen Frieden im Mittleren und Nahen Osten und Michael Rohrschneider über Aufgaben der Historischen Friedensforschung.

Insgesamt liegt mit dieser Dokumentation ein außergewöhnliches und grundlegendes Werk zum Westfälischen Frieden vor, das sich darin auszeichnet, dass nicht nur die jeweiligen Forschungsstände und Quellenbestände präsentiert werden, Desiderate, weiterführende Literatur, Forschungsperspektiven, sondern auch Analyseimpulse und Forschungsergebnisse. In jedem einzelnen Beitrag wird der kulturhistorische Facettenreichtum des Westfälischen Friedens freigelegt. Natürlich müssen und sollen Neujustierungen der aktuellen Forschungen benannt werden.

Gehrde im Artland

Martin Espenhorst

Beate-Christine Fiedler/Christine van den Heuvel (Hg.), *Friedensordnung und machtpolitische Rivalitäten. Die schwedischen Besitzungen in Niedersachsen im europäischen Kontext zwischen 1648 und 1721* (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs 3), Göttingen: Wallstein 2019, 375 S., zahlr. Abb., vier Karten, ISBN 978-3-8353-3588-2, € 29,90.

In der vorliegenden – erweiterten – Dokumentation einer 2018 vom niedersächsischen Landesarchiv veranstalteten und in Stade durchgeführten Tagung geht es einerseits um die schwedische Herrschaft und Verwaltung der Herzogtümer Bremen und Verden des Zeitraums zwischen dem Doppelfrieden von Osnabrück und Münster (1648) und dem Nordischen Krieg (1721) und andererseits um die Nachgeschichte des Westfälischen Friedens im Elbe-Weser-Raum. Wer erwartet hätte, dass die friedensstiftenden Leistungen dieses

unzweifelhaft außergewöhnlichen Abkommens für Bremen und Verden vorgestellt würden, wird freilich überrascht. Denn das übergeordnete Fazit dieser Publikation – so viel sei bereits einleitend vorweggenommen – besteht in dem quellenreichen Nachweis, dass trotz der vertraglichen Beendigung des 30-jährigen Krieges im Nordwesten des Reiches dennoch weiterhin kriegerische Zustände existierten.

Der Tagungsband umfasst 16 Beiträge auf 375 Seiten, inklusive eines Vorworts von der Präsidentin des Niedersächsisches Landesarchivs, Sabine Graf, einer Einleitung der Herausgeberinnen, einem Anhang mit vier themenrelevanten Karten und englischsprachigen Abstracts der Beiträge.

Die Tagung steht in Zusammenhang mit dem von der DFG geförderten Vorhaben einer Tiefenerschließung des im Niedersächsischen Landesarchivs Abteilung Stade verwahrten Bestandes „Schwedisches Regierungsarchiv“.

Der hochinteressante, spannende und kenntnisreiche Band ist in drei Sektionen untergliedert: 1. Schweden und der Nordwesten des Reichs mit sechs Beiträgen, 2. Akteure und ihre Handlungsfelder mit fünf Aufsätzen und 3. Forschungsperspektiven und Überlieferung am Beispiel ausgewählter Bestände des Niedersächsischen Landesarchivs (und zwar der Abteilungen Osnabrück, Stade, Hannover, Wolfenbüttel und Aurich) mit fünf Artikeln.

In seinem Beitrag verdeutlicht Kersten Krüger, dass nicht etwa eine Entmilitarisierung der neuen schwedischen Besitzungen umgesetzt wurde, sondern – ganz im Gegenteil – ein kostenaufwändiger Ausbau neuer Festungsanlagen als Konsequenz der post-westfälischen – defensiv ausgelegten – Sicherheitsstrategie Schwedens. In der nach-westfälischen Zeit wurden 38 Jahre lang regionale und europäische Konflikte militärisch ausgetragen, wie der Verfasser errechnete. Auf der Basis seiner Analyse der Kontributionen kommt der Autor zu dem Schluss, dass auf Grund der militärischen Aktivitäten zivile Aufgaben vernachlässigt wurden.

Auch Christine van den Heuvel kommt in ihrem Aufsatz über die welfischen Territorien und Schweden zu einem ernüchternden Resultat. Nach 1648 sei es sogar für den tagungsrelevanten geographischen Raum zu einer neuen kriegerischen Ära gekommen. Der Fokus der Autorin ist gerichtet auf die Handlungsspielräume der welfischen Linien Calenberg und Celle. Mit der Besteigung des englischen Throns 1714 wurden die Karten für die Welfen, respektive für Georg Ludwig, neu gemischt.

Mit der Stadt Bremen beschäftigt sich anschließend Konrad Elmshäuser. Zündstoff für Konflikte barg die Tatsache, dass die Stadt Bremen reformiert war, das Erzstift aber lutherisch. Zudem war die Reichsstandschaft für Bremen strittig. Erst nach Ende des 2. Schwedenkrieges (1666/1667; Habenhauser Friedensschluss) wurde die Grundlage für das friedliche Verhältnis zwischen den beiden protestantischen Konfessionen geschaffen.

Eine Revidierung der traditionellen These, dass Schleswig-Holstein-Gottorf um 1700 nicht etwa nur ein Spielball der Großmächte war, bietet Indravati Félicité. Die Autorin, die sich intensiv mit dem Begriff der Souveränität als Begründungsmetapher und mit diplomatischen Netzwerken befasst, arbeitet schließlich heraus, dass die nördlichen Reichsstände ihre Zugehörigkeit zum Reich keineswegs in Frage stellten.

Dorothee Goetze wendet sich in ihrem Aufsatz der Vertretung der schwedischen Herzogtümer beim Immerwährenden Reichstag am Beispiel des Corpus Evangelicorum zu. Ihr Augenmerk richtet sie auf die Gesandten in Regensburg Georg Fr. Snoilsky, Henrik v. Storren und Dietrich Stade. Goetze konstatiert, dass das Corpus Evangelicorum integrativ wirkte und die schwedischen Provinzen als Mitglieder der Gemeinschaft der Reichsstände akzeptiert wurden.

Was geschah mit Bremen und Verden, nachdem die beiden Herzogtümer in den Besitz von Dänemark (1712) und Kurhannover (1715) gelangt waren? Christian Hoffmann weist nach, dass die Herrschaftseinrichtung der Dänen in Bremen nur provisorisch war; anders als in Vorpommern, wo sie auf Dauer angelegt war. Auch kann die anschließende Einrichtung der Verwaltung durch Kurhannover als ausdifferenziert und funktionstüchtig eingestuft werden.

Über 20 Jahre lang konzentrierte sich Graf Anton Günther von Oldenburg um die Verteilung seines Erbes. Gerd Steinwascher rekapituliert und gewichtet dieses „außenpolitische Kunststück von europäischer Dimension“. Hierzu gehörten mehrere Missionen in verschiedene europäische Metropolen sowie die Installation seines unehelichen Sohnes Anton von Aldenburg als rechtmäßigen Erben.

Beate-Christine Fiedler thematisiert sowohl generell Amt und Aufgabenbereich des schwedischen Gouverneurs in Bremen und Verden sowie speziell die Gouverneure Hans Christoph von Königsmarck (Amtszeit: 1645/48 – 1663) und Nils Gyllenstierna (1698 – 1711). Anhand der Biografie von Königsmarck ist zu ersehen, dass es ihm neben den mit dem Amt verbundenen Aufgaben auch um den Machterhalt und -ausbau für sich und seine Familie ging.

Kathrin Zickermann präsentiert in ihrem Beitrag Biographien verschiedener englischer und schottischer Offiziere, vor allem die des in Greifswald geborenen Präsidenten der Herzogtümer Bremen und Verden (1653), Alexander Erskine, Sohn schottischer Eltern. Erskine, so konstatiert die Autorin auf Grund ihrer Analyse der englischen und schottischen Netzwerke, war loyal zur schwedischen Krone und auf dem zweiten Blick stets auch Schotte.

Im Zentrum des Beitrags von Manfred Busch steht die Entstehungsgeschichte des Wiener Vertrags von 1682, den der Autor als „Bruch in der schwedischen Außenpolitik“ bezeichnet und die Abkehr Schwedens von Frankreich markiert. Parallel dazu stellt der Verfasser eine informative Quelle vor, das Kriegstagebuch Carl Leonhard Müller von der Lühnens aus dem Jahr 1691, das Busch plant, digital zu edieren. Geschildert wird darin ein Marsch von 3.000 Mann von Pommern bis nach Philippsburg am Rhein und zurück mit den Entbehrungen, logistischen Problemen sowie Konflikten.

Den letzten Beitrag der zweiten Sektion verfasste Stefan Brüdermann, der die innen- und außenpolitischen Folgen des Scheidungsprozesses zwischen Graf Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe und seiner Ehefrau Gräfin Johanna Sophie behandelt. Der Verfasser sieht in dem Ehestreit sowohl ein innenpolitisches wie auch außenpolitisches Politikum.

Die dritte Sektion fasst Beiträge zusammen, in denen von spezifischen, themenrelevanten Quellenbeständen einzelner niedersächsischer Archive berichtet wird.

Thomas Brakmann bietet einen sehr interessanten Einblick in die im Niedersächsischen Landesarchiv Abteilung Osnabrück befindlichen reichhaltigen und überregionalen Korrespondenzen des Bischofs Franz Wilhelm von Wartenberg. Er konstatiert, dass der Westfälische Frieden kein Endpunkt konfessionell geprägter Machtpolitik war.

Ein Plädoyer für die Intensivierung frühneuzeitlicher regionalgeschichtlicher Studien der archivalischen Überlieferung bietet Bernhard Homa. Er verweist auf den Stader Rückgrabbestand des o.g. DFG-geförderten Vorhabens Tiefenerschließung, der zugleich auch Anlass der o.g. Tagung und zu rezensierenden Dokumentation darstellt. Besonders ertragreich ist dieser Bestand für die Erforschung frühneuzeitlicher Alltagsgeschichte von Militär, Krieg und Verwaltung sowie für die Analyse der Ständevertretungen.

Für eine Neubewertung historischer Zusammenhänge spricht sich auch Christian Schlöder aus. Hierbei macht er auf die Überlieferung zur Außenpolitik der welfischen Fürstentümer Calenberg und Lüneburg des Niedersächsischen Landesarchivs Hannover in Zusammenhang mit der Reichsexekution gegen Schweden 1675 – 1680 aufmerksam. Ein Forschungsdesiderat sieht der Autor in einer politischen Biographie Georg Wilhelm v. Celles.

Roxane Berwinkel empfiehlt in ihrem Beitrag die Auswertung der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel betreffenden Archivalien, die im Standort Wolfenbüttel des Landesarchivs aufbewahrt werden. Aspekte seiner Politik waren die Konversionen zum katholischen Bekenntnis (Anton Ulrich konvertierte im Jahr 1709/10, seine Enkelin Elisabeth Christine 1707) und die erfolgreiche Heiratspolitik (Elisabeth Christine wurde 1711 Kaiserin – ihre Tochter war Maria Theresia; Charlotte Christine wurde mit dem Sohn Zar Peters I., Alexej vermählt). Besonders interessant erscheinen die Berichte des Rats Rudolf Christoph Freiherr von Imhoff (1709 – 1710), in denen sich u.a. Nachrichten vom Wiener Hof finden.

Michael Hermann schließlich befasst sich in seinem Artikel mit dem ostfriesischen Gesandten am Wiener Hof, Georg Joachim v. Brawe. In diesem Zusammenhang verweist Hermann auf die relevanten Bestände, die in der Abteilung Aurich des Landesarchivs verwahrt werden. Hermann betont, dass es an Studien zum ostfriesischen Gesandtschaftswesen und diplomatischen Praxis fehle.

Die vorliegende Dokumentation ist ein „Muss“ für alle friedens- und militärhistorisch interessierten Leser – nicht nur aus Norddeutschland. Europäische und Regionalgeschichte sind vorbildhaft miteinander verbunden. Hier sei aber angemerkt, dass die Frühneuezeit-historiker Johannes Burkhardt und Heinz Duchhardt, auf die immer wieder in dem Tagungsband Bezug genommen wird, nicht nur über die „Bellizität“ der Vormoderne und das fragile „System“ des Westfälischen Friedens, sondern auch über Friedenskultur gearbeitet haben.

Gehrde im Artland

Martin Espenhorst

Renate Oldermann, „Aus einem uhralten hochansehnlichen Geschlecht entsprossen ...“.
Die adligen Töchter im Stift Fischbeck. Herkunft, Selbstverständnis und Glaubenspraxis (Schaumburger Beiträge 4), Göttingen: Wallstein 2019, 336 S., 120 farb. Abb., ISBN 978-3-8353-3458-8, € 29,00.

Im Jahr 955 begründete Helmburgis aus dem Harzgrafengeschlecht der Ecbertiner im nahe der Stadt Hameln gelegenen Fischbeck einen Konvent geistlicher Jungfrauen, zunächst als Gemeinschaft freier Kanonissen, später unter der Regel der Augustiner-Chorfrauen. Mitte des 16. Jahrhunderts schlossen sich diese Frauen der Reformation in der Grafschaft Schaumburg an. Das Stift Fischbeck besteht heute noch, nach mehr als 1000 Jahren, als Körperschaft des öffentlichen Rechts unter der Aufsicht der niedersächsischen Klosterkammer. Wie sich das Stift mit seinen Kapitularinnen nach der Reformation bis ins 20. Jahrhundert entwickelte, beschreibt Renate Oldermann, seit Jahren vertraut mit der Geschichte der niedersächsischen Damenstifte, in einer Art Memoria. Im Jahr 2005 hat die Autorin eine Geschichte des Stiftes Fischbeck vorgelegt. Der nun vorzustellende Band versteht sich als Ergänzung und konzentriert sich auf die Kapitularinnen. Oldermann verzichtet auf eine dezidierte Fragestellung, legt das Schwergewicht der Darstellung aber auf die Kapitularinnen, ihre Herkunft, ihr Selbstverständnis und ihre Glaubenspraxis und so geraten in ihren Blick die Observanzen und Consuetudines des Stifts und vor allem die ausführliche Darstellung der Aufnahmebedingungen. Politisch-historische Fragestellungen wie etwa die Geschichte des Stifts im Nationalsozialismus geraten dementsprechend in den Hintergrund. Das Buch besticht durch einen umfangreichen Anhang. Die Kapitularinnen des Stifts seit der Reformation werden in chronologischer Reihenfolge und auch in einem alphabetischen Gesamtverzeichnis mitsamt den Anwärterinnen aufgeführt.

Selbstverständlich war ein evangelisches Damenstift wie Stift Fischbeck in besonderer Weise auf die jeweilige Landesherrschaft und die Stellung des Adels darin bezogen. In vier Jahrhunderten gab es dabei großen Wandel: Grafschaft Schaumburg, Landgrafschaft Hessen-Kassel, Kurfürstentum Hessen und schließlich ab 1866 Preußen und in der Bundesrepublik das Land Niedersachsen unter ganz anderen politischen Rahmenbedingungen. Die Geschichte der adligen Stiftsfrauen reiht sich somit in eine Längsgeschichte des deutschen Adels ein und stellt die Strategien und Mechanismen vor, mit denen der Adel sich den Zugriff auf das Stift sicherte. Denn in erster Linie ermöglichten die Einnahmen des Stiftes dem Adel, Töchter standesgemäß unterzubringen. Was im 17. und 18. Jahrhundert noch gesellschaftliche Akzeptanz fand, wurde aber spätestens an der Schwelle zum 20. Jahrhundert zu einem Anachronismus, der erst in der Bundesrepublik mit dem Verzicht auf adlige Herkunft der Kapitularinnen gänzlich aufgehoben wurde.

Auch aus dem Hochstift Osnabrück gab es immer wieder Anwartschaften des protestantischen Adels. Dorothea Eleonore Freiin von Hammerstein (Gesbold) hatte in der Umbruchszeit von 1799–1803 das Amt der Äbtissin inne.

Die Arbeit basiert vor allem auf der Auswertung des offensichtlich gut erhaltenen Archivs des Stifts Fischbeck, wobei hier das Hausbuch der Äbtissinnen eine wesentliche Grundlage liefert. Die entsprechenden Landesarchive und das Archiv der Franckeschen

Stiftungen in Halle ergänzen diese Quellen. Zur Darstellung der Viten greift Oldermann auch auf die Leichenpredigtsammlung der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek in Hannover zurück.

Um das Leben der Frauen darzustellen, ihre „Hofhaltung“, ihre Bildung und ihr Selbstverständnis, bringt Oldermann auch überlieferte Realien wie Kirchengausstattung, Epitaphie, Schrifttafeln mit ein. Die Auswahl der Abbildungen und ihre Präsentation sowie die Aufmachung insgesamt gehören sicherlich zu den Stärken des Buches.

Entstanden ist eine Kollektivbiographie. Die Geschichte des Stiftes wird sichtbar in der Geschichte der Äbtissinnen und Kapitularinnen. So werden über die Jahrhunderte die Veränderungen in der Erziehung und Bildung, Wohnen, in der religiösen Praxis, Zeremoniell, die Geschichte adliger Frauen über die Jahrhunderte sichtbar. Großen Ehrgeiz entwickelt die Autorin in der Schilderung der Auswahl der Kapitularinnen. Die Frage, wer in das Stift darf und wer nicht, die Abgrenzung von Uradel gegenüber Neunobilitierten, von Adel aus dem regionalen Umfeld versus preußische Einflüsse, Grundbesitz versus Geldbesitz, die Abgrenzung gegen die bürgerliche Welt war von großer Bedeutung und wird in entsprechender Breite dargestellt. Hier taucht der Leser in die Tiefen und Untiefen von Ahnenproben und -nachweisen ein, die sich wandelnden Aufnahmezeremonien werden ausführlich geschildert. Mit der Zugehörigkeit zu Preußen vergrößerte sich der Einfluss der Aufsichtsbehörden. Auffällig ist, dass mit zunehmender Infragestellung der Machtposition des Adels gerade zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Zugangsbedingungen ziemlich verschärft wurden. Zur 1000-Jahr-Feier gab sich zwar der Adel ein Stelldichein, Repräsentanten der jungen Bundesrepublik mieden den Ort. Erst in den 50er Jahren entfielen alle geburtsmäßigen Beschränkungen für die Aufnahme von Stiftsdamen.

Das Buch entspricht wissenschaftlichen Standards. Man bemerkt die Freude der Autorin an den Quellen, die sie gerne ausgiebig zitiert. Die evangelischen Damenstifte sahen sich oft dem Vorwurf einer reinen Versorgungsinstitution für adlige Töchter ausgesetzt, andere Forscher betonen die religiöse Überzeugung der Kapitularinnen. Renate Oldermann macht für die Beantwortung dieser Frage verschiedene Phasen aus. Sie zeigt, dass die Stiftsfrauen die Konfessionalisierung vorangetrieben haben, wobei es auch in der nachreformatorischen Zeit Anleihen aus dem katholischen Klosterleben wie etwa den Chorgesang gegeben habe und dass nach einer starken Hinwendung zum Pietismus hallischer Prägung im 19. Jahrhundert der Versorgungsgedanke schließlich im Vordergrund gestanden habe. Das gemeinsame Festhalten am christlichen Glauben gewann mit dem Wegfall des Adelsvorbehalts an Bedeutung.

Oldermanns detailreiche, überzeugende Darstellung zeichnet das Gesamtbild einer kleinen adligen Frauengemeinschaft über vier Jahrhunderte, eingebettet in die Geschichte des Adels in dieser Region, mit den Höhen und Tiefen und den zunehmenden Abgrenzungstendenzen. Gerade in der Darstellung des adligen Habitus und seines Wandels über die Jahrhunderte liegt eine Stärke des Buches.

Osnabrück

Georg Wilhelm

Ulrich Winzer/Susanne Tauss (Hg.), „Es hat also jede Sache ihren Gesichtspunct...“ Neue Blicke auf Justus Möser (1720 – 1794), Münster: Waxmann 2020, 368 S., geb., mit farbigem Bildteil, ISBN: 978-3-830-94099-9, € 49,90.

War Möser ein Aufklärer? War Möser tatsächlich konservativ? Wer den jetzt erschienenen von Ulrich Winzer und Susanne Tauss² herausgegebenen Tagungsband liest, wird zwar keine eindeutigen Antworten erhalten, aber allemal zum Nachdenken angeleitet – auch über Möser hinausgehend! So viel darf schon anfangs verraten werden – bei dem Band handelt es sich um ein grundlegendes Werk.

Was ist ein Aufklärer, fragt einer der Autoren, Peter Nitschke, in seinem Beitrag (S. 47) und formuliert damit zugleich die zentrale Fragestellung des Werkes. Dem Rezensenten würde als Gegenentwurf zu Möser der Göttinger Historiker und Publizist August Ludwig Schlözer (1735 – 1809) in den Sinn kommen. Während Schlözer gleichsam paradigmatisch als Musterbeispiel eines liberalen, Toleranz und Öffentlichkeit einfordernden Aufklärers gehandelt wird,³ wird Möser dagegen als pragmatischer, visionärer, innovativer, konservativer Aufklärer, Gelehrter und Staatsmann mit nicht- ja sogar anti-aufklärerischen Zügen gedeutet. Diese Wertungen zu Möser jedenfalls finden sich in den kenntnisreichen Beiträgen des Tagungsbandes.

Was dem lautstarken Schlözer, den Goethe einmal einen „schlechten Menschen“ nannte, leicht von den Lippen ging, nämlich die Forderung nach einer tief einschneidenden Veränderung der politischen Ordnung im Alten Reich, konnte den – sehr verantwortungsvollen, aber mitunter auch opportunen – Syndikus, Beamten und Regierungsberater Möser durchaus in arge Konflikte bringen. Möser war – anders als der Professor aus Göttingen – als Ratgeber und Jurist direkt in die Verhandlungs- und Entscheidungsprozesse seiner Regierung eingebunden. In diesem Punkt – der Nähe zu den Entscheidungsträgern – war Möser vielen Aufklärern voraus.

Die Dokumentation umfasst vier Grußworte von fünf hochrangigen politisch Verantwortlichen und Persönlichkeiten aus Niedersachsen und Osnabrück. Veröffentlicht sind in dem Band 19 Artikel von 19 Autorinnen und Autoren sowie 29 Abbildungen, je ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Bildnachweis und Namensverzeichnis der Mitwirkenden. Von den 19 Autorinnen und Autoren sind 17 in Deutschland beheimatet bzw. tätig, einer in den Niederlanden und einer in den USA. Zwar wird in der Einleitung von den beiden Herausgebern eingestanden, dass nicht der „ganze Möser“ mit all seinen Facetten ausgeleuchtet werden könne, dennoch ist die Bandbreite der Themen mehr als umfangreich und betrifft die Historiografie-, Literatur-, Agrar-, Ideen-, Medien- und

² In dieser Reihenfolge.

³ Vier Jahre vor der Französischen Revolution fragte der als „Erzvater des Liberalismus“ (Fritz Valjavec) hoch geschätzte Schlözer den Osnabrücker Staatsmann Justus Möser in einem Brief vom 4. Dezember 1785 „[...] sollten wir Deutsche doch nicht darauf losarbeiten, unsern deutschen Adel égal zu setzen – nicht mer u[nd] nicht weniger – mit dem heutigen britischen Adel“? Schlözer forderte an anderer Stelle, profitierend von der Göttinger Zensurfreiheit, u.a. die Rückkehr der Schweiz unter die Reichsgerichte Wetzlar und Wien sowie die Abschaffung der Leibeigenschaft.

politische Geschichte sowie die Volkskunde bzw. Kulturwissenschaft. Eine der zentralen Fragestellungen des Bandes lautet, ob und inwieweit Möser der Aufklärung und dem Konservatismus zugeordnet werden könne, wobei sich je nach Blickwinkel unterschiedliche Bewertungen ergeben. Es kann der Eindruck entstehen, dass es nicht nur eine Debatte über Möser's Positionen geben sollte, sondern – man denke an die Kontroverse um den Begriff des Absolutismus – über die „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts. Als problematisch bei der Beweisführung haben die beiden Herausgeber Möser's Neigung zum Maskenspiel herausgearbeitet. Ferner wurden in der Einleitung weitere Aufgaben benannt, die es künftig zu erforschen gilt: u.a. Möser's Beziehungen zum Adel des Osnabrücker Landes, sein Umfeld und Beziehungsnetz oder auch seine Rezeption während des Dritten Reiches, um nur einige offene Fragestellungen zu benennen. Auch den Editionsstand bewerten die Herausgeber – nicht zuletzt in Folge der Auflösung der Möser-Dokumentationsstelle 2005 – als unbefriedigend; so fehlt es an einer Edition und Kommentierung der „Osnabrückischen Geschichte“ Möser's sowie an einer Edition seiner amtlichen Schriften.

Der Tagungsband ist zwar nicht in Sektionen strukturiert, aber es lassen sich übergeordnete Themenfelder ausmachen. Sechs Beiträge befassen sich mit der Politik, der politischen Ordnung und politischen Positionen Möser's. Steffen Martus analysiert in seinem Artikel „Politische Stimmungen. Justus Möser's Analyse der Staatsmoden“ die Replik Möser's aus dem Jahr 1781 auf die Schrift Friedrichs II. von Preußen über die deutsche Sprache und Literatur (1780). Möser sei es in seiner politischen Ästhetik daran gelegen, die Untertanen insofern in das Regierungshandeln einzubinden, dass er sie informierte, überzeugte und um ihre Akzeptanz warb. Dem Preußenkönig ging es hingegen um eine auf Souveränität bedachte Staatspolitik.

Peter Nitschke charakterisiert Möser in seinem Beitrag „Politische Theorie der Vormoderne und Justus Möser – oder: Über die beschränkte Freiheit“ als reformbereiten Repräsentanten der „guten alten Ordnung“, dem die formalen Kriterien des auf dem Naturrecht basierenden Individualismus fremd waren und der stattdessen genossenschaftliche Prinzipien favorisierte, durch die das gemeinschaftliche Ganze gestärkt werden sollte. Liberale Positionen würden dadurch keineswegs ausgeschlossen. Grundlage seines an den modernen Kommunitarismus erinnernden Denkens seien Privatbesitz und Freiheit gewesen.

Die Mehrdeutigkeit der in der Forschung vorgenommenen Verortungen Möser's nimmt Frans Willem Lantink in seiner Untersuchung „Urkonservatismus, deutsche Aufklärung oder Frühhistorismus? Justus Möser als Historiograph und Ideologe ‚zwischen den Zeiten‘“ zum Anlass, die Frage zu stellen, ob diese Ambiguität eventuell eher ein Produkt der Rezeption sei und nicht der Gestalt und des Werkes Möser's? Lantink stellt verschiedene Konzepte zum Konservatismus vor, nämlich die von Karl Mannheim, Klaus Epstein und Martin Greiffenhagen und plädiert letztlich für den dritten Zugang. Er kommt zu dem Schluss, dass Möser modern und zugleich utopisch-konservativ gewesen sei, kurz ein „anti-aufklärerischer Aufklärer“.

Angesichts dieser Überlegungen stellt sich die Frage, wie sich Möser zur Französischen Revolution äußerte. Viele „Aufklärer“ begrüßten sie zunächst und wandten sich dann jedoch von ihr ab. Gerd van den Heuvel arbeitet in seinem Aufsatz „Justus Möser und die

Französische Revolution“ heraus, dass Möser die Revolution als Folge einer wirklichkeitsfremden Philosophie – vor allem der von Jean-Jacques Rousseau – verurteilte, die ohne historisches Beispiel sei. Dabei operierte Möser nicht mit Begründungsmetaphern wie Freiheit und Gleichheit, sondern weiterhin wie vor 1789 mit der – juristischen Kategorie – der Freiheiten und Privilegien. Der Autor kommt zu dem Schluss, dass sich Möser mit der Ablehnung des Freiheits- und Gleichheitspostulats sowie der Verteidigung der Leibeigenschaft gewissermaßen treu geblieben sei und damit die Gesellschaft der „Aufklärer“ verlassen habe.

Christoph Rass geht in seinem Beitrag „Bewegung in einer kleinen Welt. Justus Möser als Denker eines frühneuzeitlichen Migrationsregimes“ nicht nur mit Möser Positionen zur „Hollandgängerei“, sondern auch mit der neuzeitlichen Migrationspolitik hart ins Gericht – Ökonomisierung der Migrationspolitik, Heterogenität der Rechtsverhältnisse für In- und Ausländer, drakonische Regulierungsinstrumente, Exklusion anstatt Integration sind einige Stichworte. Hier sei allenfalls zu ergänzen, dass Osnabrück mit Lüttich, Utrecht etc. in einem gemeinsamen Reichskreis verbunden war, d.h. jene „mental map“ vom nationalen Flächenstaat damals noch nicht ausgebildet war.

Roman Schoenen versucht Möser's „Maskenbild“ zu decodieren, indem er sich seinem Menschenbild nähert. In seinem Beitrag „Justus Möser's Menschenbild – Zwischen Aufklärung und Ständepolitik“ befasst er sich mit den Problemfeldern „Körper/Geist“, „freier Wille/Determiniertheit“ und Haltung zum Pluralismus. Seine Analyse des Menschenbildes Möser's zeigt, dass der Osnabrücker zu der rational begründeten Einsicht gelangt, dass sich einige Einwohner in der Leibeigenschaft bestmöglich aufgehoben sehen konnten.

Ein weiteres Bündel von vier Beiträgen kann dem übergeordneten Thema der „Ökonomie“ zugeordnet werden. Heike Düselder gibt in ihrem Aufsatz „Die Semantik der Ökonomie bei Justus Möser und seinen Zeitgenossen“ einen qualitätsvollen, handbuchartigen Überblick über die vormodernen ökonomischen Theorien, vor allem F. Quesnay und A. Smith. Zwar war Möser, so Düselder, mit der damaligen modernen Literatur vertraut, ein systematisches Konzept aus wirtschaftstheoretischer Perspektive entwickelte er nicht, rekurrierte auf „überlieferte Erfahrung“ und blieb in einem „Geflecht vielfältiger Bedingtheiten verfangen“ (S. 129). Alexander Dietz kommt in seinem Artikel „Wirtschaftsethik und regionale Identität bei Justus Möser“ zu der Schlussfolgerung, dass Möser seiner Zeit voraus gewesen sei, indem er die Notwendigkeit betonte, dass sich Politik an den Gegebenheiten einer Region orientieren müsse (S. 133). Bauern waren für Möser das Rückgrat der Gesellschaft. Hier wäre es interessant zu erfahren, was die Bauern des Osnabrücker Landes im 18. oder auch frühen 20. Jahrhundert über Möser dachten, denn gelesen haben sie ihn.⁴ Dietz filtert moderne Aspekte in Möser's Texten heraus, wie z.B. gesellschaftliche Verantwortung regionaler Unternehmen, nachhaltiges Wirtschaften, Qualitätssicherung, Förderung regionaler Produkte. Möser sei, so der Autor, ein Pionier der sozialen Marktwirtschaft hinsichtlich einer möglichst gleichmäßigen Einkommensverteilung. Hansjörg Küster untersucht

⁴ Es ist kein Zufall, dass der Landwirt, Gastwirt und Unternehmer Johann Gerhard Trimpe aus Talge bei Bersenbrück über die „Leibeigenschaft“ (Mitt. Hasegus, Band 4/1895), über das „Brotbacken und Bierbrauen“ (ebd.), die „Spinnstube“ (ebd.) und das „alte Bauernhaus im Arlande“ publizierte (ebd.), auch wenn Möser darin nicht zitiert wird.

in seinem Beitrag „Justus Möser als Betrachter der Landschaft“ dessen Initiativen zur Vermessung des Osnabrücker Landes mit dem Ziel der Besteuerung der Höfe sowie auch der Umsetzung von Markenteilung und Verkoppelung.⁵ Möser ist nach Ansicht des Autors ein Visionär, der ein neues System der Landnutzung entwickelt habe. Annika Schmitt sieht in Möser einen „Pragmatiker“ und keinen „Revolutionär“. In ihrem Beitrag „...wie viel dauerhafter ist dagegen ein Staat, dessen Wohl sich auf dem Ackerbau gründet? Justus Möser und die Landwirtschaft im Hochstift Osnabrück (1765 – 1790)“ befasst sie sich mit Möser's Rolle bei den Markenteilungen. Zwar sei ihm an einer reformorientierten Verbesserung gelegen. Aber er sei auch an Grenzen – Privilegien des Adels, genossenschaftliche Zwänge etc. – gestoßen. Allerdings habe er, u.a. für wirtschaftliche Sachverhalte, die „Öffentlichkeit“ genutzt.

Zu einer weiteren Rubrik „Kultur- und Literaturgeschichte“ lassen sich die drei Beiträge von Michael Schimek „Justus Möser und die Volkskunde: Eine wissenschaftshistorische Aktualisierung“, von Winfried Siebers „Der Essayist Justus Möser. Anmerkungen zu einem unerschlossenen Aspekt seines literarischen Werkes“ und von Daniel Purdy „In dieser schrecklichen Vermischung...“ – Mode, Idylle und eine Landesuniform bei Möser, Voß und Goethe“ subsumieren. Schimek bietet einen Überblick über die Geschichte der Volkskunde als Disziplin und verortet Möser als „Vorreiter“ – nicht als „Vater“ – des Faches. Möser war ein wacher Zeuge des kulturellen Wandels im Alltagsleben, der eine „bessere Vergangenheit“ als Kontrastfolie für seine eigene Gegenwart nutzte. Innovativ erscheint Möser auch in seinen literarischen Arbeiten, vor allem dem „Harlekin“, den Siebers näher analysiert und als Essay qualifiziert. Möser zeigt sich hier als spielerischer, der Gegenwart zugewandter Autor mit einer statuskonservierenden Weitsicht. Daniel Purdy's Beitrag über Möser's Plädoyer für eine Nationaltracht (1772) gehört gewiss zu den exzellenten Artikeln des Bandes. Möser äußerte sich kritisch zu Mode und Luxus, intendierte die Bewahrung gesellschaftlich-ständischer Abstufungen sowie den Ausschluss von fremden Menschen und Waren. Purdy befasst sich vor allem mit dem Möser'schen Begriff der „Vermischung“ als Gefahr für kulturelle und staatliche Ordnung.

Mit Möser's „Publizität“ befassen sich Holger Böning in dem Aufsatz „Intelligenzblätter und Medienlandschaft zur Zeit Justus Möser's“ und Frank Stückemann in der Studie „Möser, Schwager und Benzler als Volksaufklärer des Luthertums im nordöstlichen Westfalen. Zur Entstehung und Zusammenarbeit der Intelligenzblätter in Minden, Osnabrück und Lemgo zwischen 1754 und 1784“. Böning ist davon überzeugt, dass Möser keineswegs als Aufklärungsgegner bezeichnet werden könne, sieht aber auch, dass der Osnabrücker Gelehrte zu ganz anderen Positionen und Ratschlägen gelangt sei, wie es – ich erlaube mir den aktuellen Ausdruck – damals der „mainstream“ oder die „political correctness“ oder eben die „Mode“ erforderte. Möser will mit seinen Zeitschriften, stellt Böning fest, mit den Lesern in einen Dialog treten, er will zwar nicht modernisieren, aber durchaus verändern und verbessern. Intensiv untersucht Frank Stückemann die Intelligenzblätter aus Minden, Osnabrück und Lippe. Besonderes Augenmerk legt er auf die Netzwerke der Herausgeber

⁵ 1774 entstand eine Gesamtkarte, 1784 wurde Johann Wilhelm du Plat beauftragt, eine neue zu erstellen.

Schwager, Möser und Benzler untereinander und mit anderen deutschen Publizisten, wie Dohm und Boie.

Die Beiträge von Christine van den Heuvel „Justus Möser, ‚Kleine Welt‘ – Aspekte politischer Memoria nach 1794“ und Thorsten Heese „Der ‚inszenierte‘ Justus Möser. Zur visuell-räumlichen Rezeption einer ‚bedeutenden Persönlichkeit‘“ lassen sich unter der Überschrift Erinnerungskultur zusammenfassen. Van den Heuvel macht deutlich, dass das Erinnern – so auch an Möser – stets in einem spezifischen historischen Kontext geschieht mit spezifischen Intentionen. Jubiläen und Gedenkveranstaltungen sollten, wie die Verfasserin darlegt, z.B. die „Localvernunft“ transportieren, ein spezifischer Verfassungskonservatismus sowie die „Osnabrücker Verhältnisse“. Thorsten Heese liefert eine beeindruckende Beschreibung von Initiativen zu Ehren Möser in Form von Bildnissen, Zeichnungen, Medaillen, Ehrensäulen, Grabsteinen oder auch Büsten und befasst sich mit den Plänen, ein Möser-Museum zu errichten.

Die beiden letzten Beiträge bieten neue biografische Einsichten: Brigitte Erker rekonstruiert in ihrem Aufsatz „Kommunikationsstrukturen und kommunikative Praxis. Justus Möser als Brunnengast in Pyrmont“ die Aufenthalte Möser in Pyrmont, die er nicht nur zur Erholung, sondern auch zur Loslösung vom Alltag in Osnabrück und zur Netzwerkbildung nutzte. Martin Siemsen verweist in seinem finalen Beitrag „Jinni ist doch mit aller Welt in Verbindung“. Die Briefe der Jenny von Voigts (1749 – 1814). Eine Skizze“ auf die große Bedeutung der Korrespondenz von Möser's Tochter. Es werden sowohl Bezüge zu ihrem Vater, als auch Netzwerke sichtbar, wie auch ihre eigenständige Persönlichkeit. Im Anhang veröffentlicht der Autor einen bislang unbekanntem Brief von Voigts.

Justus Möser gehört zu den faszinierenden Gestalten des 18. Jahrhunderts. Gewiss hat jede Stadt – sie mag groß oder klein gewesen sein – „ihren“ Aufklärer: Forster in Mainz, Wieland in Weimar, Schlözer in Göttingen, Moser in Darmstadt, Kant in Königsberg, Nicolai in Berlin, Hegewisch in Kiel u.v.m. Nur wenige trugen politische und juristische Verantwortung. Das aber gerade macht Möser so besonders, da sich Ideen und ihre Umsetzung nicht nur im öffentlichen Diskurs, sondern in Recht und Verwaltung und Diplomatie in Möser's Werk erforschen und begreifen lassen.

Hannover

Martin Espenhorst

Ulrike Sheldon, Einmalallezeit. Das Leben der Johanna Friederike von Bar nach Quellen erzählt (Reihe Nyland Literatur 14), Bielefeld: Aisthesis 2017, 382 S., ISBN 978-3-8498-1223-2, € 19,80.

Bereits 1988 und 1989 veröffentlicht Ulrike Sheldon zwei wissenschaftliche Artikel über Johanna Friederike von Bar (1732–1769). Im Magazin für Kunst und Kultur „Anschläge“ stellt sie Johannas Fall als einmalig und untypisch für das Leben einer adligen jungen Frau um die Mitte des 18. Jahrhunderts im nordwestdeutschen Raum heraus. Johannas außergewöhnliche Persönlichkeit und ihre „Verbürgerlichung“ werden ferner betont in der Ana-

lyse der Briefe Johannas an Justus Möser und dessen Frau in einem Beitrag für das „Möser Forum 1/1989“.

Ungefähr zwanzig Jahre später erscheint „Einmalallezeit. Das Leben der Johanna Friederike von Bar nach Quellen erzählt“. Der Untertitel verweist auf den Doppelcharakter des Buchs – die Symbiose von Dichtung und Geschichte. Die Historikerin Ulrike Sheldon gibt hier ihr Debut als Romanautorin, vielleicht aus purer Lust einmal zu fabulieren. Der Griff zum populären Genre des historischen Romans mag auch etwas vordergründig zu erklären sein durch die Affinität der im Mittelpunkt des Buchs stehenden Liebesbeziehung zum Belletristischen. Es war eventuell ferner der Wunsch der Autorin, mit einem Roman ein größeres, anderes Lesepublikum zu erreichen, als es mit einer Biographie im engeren Sinn möglich wäre.

Die wissenschaftliche Grundlage des Romans ist unbestritten. Das Quellen- und Literaturverzeichnis umfasst nicht nur eine immense Zahl gedruckter Bücher und Artikel, sondern auch eine Fülle unveröffentlichter Dokumente aus verschiedenen Archiven. Der Anhang enthält einen Apparat von 632 Anmerkungen, ein leserfreundliches Glossar, ein Personenverzeichnis und eine Zeittafel. Die Historikerin will den Leser wissen lassen, wo Fiktion, wo Wahrheit regiert. Sie ist hier im Bunde mit Hans Magnus Enzensberger, den sie zitiert: „... jeder Leser hat das Recht zu wissen, woran er ist und was er von der Geschichte zu halten hat, die man ihm erzählt“ (siehe Ulrike Sheldons Vorbemerkung zum Roman). Die Autorin nimmt den Leser gleichsam an die Hand, indem sie am Kapitelanfang deklariert, wo die Imagination Anteil am Erzählten hat, sogar einzige Grundlage ist: „So oder so könnte es gewesen sein“ oder „Hier erlaubt sich die Fantasie viel“. Authentische Zitate – häufig längere Auszüge aus Briefen – sind kursiv gesetzt. Dass Dichtung und Wahrheit dennoch nicht völlig voneinander zu trennen sind, zeigt auch dieser Roman. Durch Raum- und Zeitverschiebungen, Kombination von realiter nicht vorhandenen Gegebenheiten und nicht direkt aufeinander bezogene Briefe stiftet die Autorin Zusammenhänge, die das Verhalten von Menschen, ihre Sichtweisen, die Ideen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts transparent machen und Faktisches nach dichterischer Logik neu erschließen. Johannas Aufenthalt in Hamburg im Jahr 1767 und eine zeitgleiche Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm“ am Hamburger Theater fügt Ulrike Sheldon zusammen, um Johanna und Lessing ein fiktives Gespräch über die Ehre und die Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft führen zu lassen. Ihre Schilderung der Ausführungen Justus Möasers zu seinem Drama „Arminius“ bezeichnet sie als Selbstreferenz: Der Dichter hat die Macht, das Mögliche ins Wirkliche zu verwandeln. Geschichtsschreibung erfolgt über Geschichtenschreibung. In „Einmalallezeit“ werden Personen zu Menschen aus Fleisch und Blut; es gelingt Ulrike Sheldon, Nähe herzustellen. Sie tut damit vielleicht mehr für historisches Verständnis, als ein Sachbuch hätte leisten können.

Der Roman schildert die mit einer für die damalige Zeit unstandesgemäßen Liebesbeziehung verbundene zweite Hälfte von Johannas kurzem Leben. Die Handlung setzt 1748 ein, als Johannas Familie von dem urbanen, schönen, von der Freiheit des Geistes und der Musen geprägten Hamburg auf den Stammsitz der von Bars, Schloss Barenaue, in die öde, durch Armut gekennzeichnete westfälische Landschaft zurückkehrt – eine geistige und kul-

turelle Brache. Über Johannas erste zwölf Jahre in Osnabrück, die Reisen nach Holland (der Heimat ihrer Mutter) und besonders die formativen vier Hamburger Jahre erfährt der Leser in knappen Rückblicken. Das *Liber amicorum*, das Brockes der Jüngere Johanna zum Abschied schenkt u. a. mit dem Gedicht seines Vaters „Kirschblüte bei der Nacht“, verweist auf die intensiven geistigen Anregungen, die Johanna in Hamburg bekam, den Kontakt mit den literarischen Kreisen der Zeit, den Genuss von Theater- und Opernaufführungen. Ihr Vater, selbst ein anerkannter Dichter und vernetzt mit Menschen der Künste und der Musik, vermittelte ihr eine umfassende Bildung, überzeugt davon, dass Frauen ebenso für die Wissenschaft und die Künste begabt sind wie Männer.

Die Zeit auf Barenaue ist für Johanna ausgefüllt mit der Pflege der Mutter, den vielfältigen Aufgaben des Haushalts, denen sie sich mit Gründlichkeit und Umsicht widmet. Sie ist gleichzeitig ein normales junges Mädchen mit hübschem Äußeren und guten Manieren. Johanna tanzt gern und bemerkt durchaus, dass sie vielen jungen Herren auf den gelegentlich stattfindenden Bällen gefällt, und manche von ihnen gefallen auch ihr. Ihr Vetter Clamor von dem Bussche-Hünnefeld bringt sie zum Erröten. Die Autorin beendet dieses Kapitel mit dem Satz: „Aber dabei blieb es.“ (S. 55) Johanna wächst zunehmend in die Rolle einer Gutsfrau hinein, sorgt für das Wohl des Gesindes und kümmert sich um die Armen von Barenaue, aber sie beginnt unter den kulturellen Entbehrungen und der Eintönigkeit des Lebens auf Barenaue zu leiden. Die folgenden Jahre wird sie später als Opfer empfinden: „Ich muss mir eingestehen, dass meine Situation seit 12 oder 13 Jahren obscur war und ich selbst völlig unbeachtet gewesen bin. Ich habe keinerlei Ruf erworben, der mich befriedigen oder mich für die Nachteile meines Lebens in Barenaue entschädigen könnte.“ (S. 243) Die Autorin bezeichnet dieses Leben als „glanzlos“. Johannas Ausgleich sind ihr Cembalo, ihre Korrespondenz, ihre Bücher. Ihre Belesenheit auch in anderen Sprachen wird wiederholt betont – auch dass dies so manchen potentiellen Ehepartner abschreckt – und wird an einem fast versteckten beziehungsreichen Hinweis beispielhaft offenkundig: ihre Kenntnis des Romans von Eliza Haywood „*The History of Miss Betsy Thoughtless*“ – ein Roman weiblicher Entwicklung und Emanzipation, erschienen 1751. Johanna ist informiert über Neuerscheinungen, bestellt Bücher und tauscht mit Justus Möser Lektüren aus. Wenn Möser in seinen satirischen Schriften „*Die gute selige Frau*“ oder „*Die allerliebste Braut*“ beklagt, dass (die überempfindsamen) Frauen nur noch lesen und nicht mehr den Haushalt führen können, trifft das wie oben ausgeführt auf Johanna nicht zu. Sie erfüllt gewissenhaft und kompetent ihre Pflichten. Ihre sprachliche Eloquenz und Gewandtheit zeigen sich in ihren Briefen und den vielen Gesprächen, an denen Ulrike Sheldon sie als gleichberechtigte Partnerin teilnehmen lässt – mit dem Vater, der sie zärtlich liebt und von ihrer Klugheit überzeugt ist, mit ihrem Vetter, dem dem Malteserorden angehörenden Marchese Miquel de Sagramoso, mit dem Nachbarn Clamor und insbesondere mit Justus Möser, der häufiger Gast des Hauses ist. Johanna diskutiert mit ihrem Vater über dessen Dichtung, verteidigt ihn gegen seine Kritiker und hilft ihm bei der Vorbereitung seines Bandes „*Babioles littéraires et critiques*“.

Die 1756 beginnende Liebesbeziehung zu Johann Meier, der als Hofverwalter auf Schloss Barenaue kommt, lässt Ulrike Sheldon in poetischer, unverkitschter, dennoch auch

stark emotional besetzter Weise deutlich werden – durch Dialoge der beiden, Innenansichten, Gedankenströme. Beide sind sich der Konfliktträchtigkeit ihrer Beziehung bewusst. In dem Kapitel „Nachtigallenarie“ – eine kleine literarische Kostbarkeit – wird die minutiöse Analyse der Musik Händels verwoben mit der eindringlichen Beschreibung der innigen Gefühle der beiden Liebenden (Johann spielt Flöte, Johanna spielt Cembalo und singt). Die Bedeutung dieser (fiktiven) Szene zeigt sich auch daran, dass sie Teil des bizarren Bildes von Heidi Seemann auf dem Cover ist.

Johannas Hoffnung auf den Segen ihrer Eltern zu dieser Beziehung erfüllt sich nicht. Ihre Mutter ist einverstanden, aber ihr Vater und insbesondere ihr Bruder Lutz, der um seine Heiratschancen fürchtet, versuchen mit nahezu sadistischen, ihre Existenz bedrohenden Mitteln diese „Mesalliance“ der „Ehre der Familie“ wegen zu verhindern. In dem (langen) Kapitel „Die Ahnengalerie“ und dem von Lutz gesuchten Gespräch mit Johanna wird die Geschichte der von Bars aufgerollt, die 1718 die Grafenwürde für den jeweils Erstgeborenen erlangten. Während Lutz die Verdienste seiner Ahnen in höchsten Tönen preist, sieht Johanna die negativen Seiten: Rückwärtsgewandtheit, Verschwendung, Verschuldung, Misswirtschaft. Um moralischen Druck auszuüben, konfrontiert Lutz Johanna mit dem Schicksal der Sophie Dorothea von Braunschweig-Lüneburg und ihrem Liebhaber Graf von Königsmarck. Der Großvater von Lutz und Johanna war Verwalter des Privatvermögens der geschiedenen Gemahlin des Kurfürsten, und wie Johanna weiß, ihr warmherziger und guter Freund.

Die Bedeutung des Adels für die Gesellschaft, seine Vorzüge und Nachteile werden im Roman wiederholt thematisiert. Johannas Vater, der Zweitgeborene, sieht den Adel auch als Bürde, der zu einem Leben in Ehre und Ruhm verpflichtet. Die Familienstreitigkeiten der von Bars besonders auch zwischen Georg Ludwig und seinem älteren Bruder, dem Reichsgrafen, reflektieren die prekäre Situation des Adels. Georg Ludwig von Bar wie auch sein (zum Soldatenleben bestimmter) Sohn sind in ständige Prozesse verwickelt, kämpfen um Pfründen, Titel und Anstellungen.

Für Johanna ist der Adel des Gemüts, sind Liebe, Wärme, persönliche Erfüllung entscheidend. Sie hält unbeirrbar an ihrer Liebe fest und sieht ihre Sache als „gerechtfertigt, richtig und respektabel“ (S. 243). Johanna empfindet grenzenloses Glück – „Einmalallezeit“. Als sie schwanger wird, findet sie, verstoßen von ihrer Familie, Zuflucht im Haus der Möser, wo auch ihr Sohn Friedrich Justus 1760 geboren wird. Die folgenden Jahre sind bestimmt von räumlicher Trennung der beiden Liebenden, die sich 1757 ein schriftliches Eheversprechen gegeben haben, mit ständigem Ortswechsel und Reisen. Johann macht in Frankreich eine Ausbildung zum Großhandelskaufmann. Das in einer Pflegefamilie betreute Kind stirbt mit zwei Jahren. 1764 kehrt Johanna nach Barenaue zurück und kümmert sich um Mutter und Vater bis zu deren Tod.

In den wissenschaftlichen Artikeln Ulrike Sheldons wird Johanna als eine empfindsame junge Frau geschildert. Der Roman lässt auch andere Facetten ihrer Persönlichkeit deutlich werden – sie setzt nicht nur ihre Ansichten durch, sondern managt in professioneller Weise wirtschaftliche und finanzielle Dinge, kämpft um das Testament ihrer Mutter. Sie ist sicher, dass sie und Johann sich eine eigene Existenz aufbauen können, „ganz neu und

ganz allein“ (S. 189), plant nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das von Johann. Sie ist nicht zufrieden mit dem, was Johann in Frankreich durch sein eigenes Bemühen sich weiterzubilden, erreicht hat. Obwohl sie keinen Adelsstolz hat, versucht sie Johann nach ihren Vorstellungen zu formen, was Manieren, Sprache, Äußeres angeht. Sie zwingt ihm eine Maskerade auf, und es sind eigentlich unsägliche Vorschriften, die sie ihm macht. Ulrike Sheldon gibt einem Kapitel die Überschrift „Pygmalion“. Nur eine kurze Zeit des Glücks ist Johanna und Johann von Meien, wie er sich jetzt nennen muss, vergönnt. Johanna findet ein Domizil in Veldhausen („im Niemandsländ“), wo sie 1769 getraut werden, neue gesellschaftliche Kontakte aufbauen und hochfliegende Pläne für eine Zukunft auch zum Wohle der Bevölkerung des Dorfs haben. Als Johanna wieder schwanger wird, ist ihr Glück grenzenlos, jedoch nur von kurzer Dauer. Johanna und das ungeborene Kind sterben während der Schwangerschaft.

Johanna findet Glück in ihrer Liebe, aber ihr Schicksal ist ein leidvolles. Ungewöhnlich ist sie in ihrem Vermögen ständisches Denken zu überwinden, in ihrer Kraft, an ihrer Liebe festzuhalten und ihr Leben autonom zu gestalten. Die Frage, ob die Ehe zu einem harmonischen Miteinander gleichberechtigter Partner gefunden hätte, bleibt zwangsläufig unbeantwortet.

Justus Möser unterzieht im Roman Johanna und ihre Beziehung einer intensiven Prüfung. Obwohl er selbst ebenbürtige Ehen präferiert, da sie die Stabilität des Standes und der Gesellschaft sichern, unterstützt er letztendlich ihre Entscheidung. Nicht nur in dieser Situation, nicht nur wiederholt in Johannas Leben, spielt Möser eine wichtige Rolle im Buch. Seine um Ausgleich bemühten Aktivitäten, sein Kommunikationstalent, seine Ideen sind integraler Bestandteil des Romans. Er ist Freund und juristischer Berater der Familie, verhandelt in Kriegszeiten über die Milderung der Lasten für Osnabrück. Ulrike Sheldon, ausgewiesene Expertin in der Möser-Forschung, versteht es, ein anschauliches Bild der Ansichten dieses großen Osnabrücker zu vermitteln – zum Beispiel sei Möser's Einstellung zu Gottsched und der deutschen Sprache genannt – er schätzt die neue Literatur und vor allem Klopstock – wie auch sein Denken über die Entwicklung der Gesellschaft, subsumiert im Kapitel „Eine zukünftige Welt“. Während Johanna und Clamor sich für die radikalen Ideen Rousseaus begeistern, vertritt Möser eine aufgeklärt konservative Haltung, verteidigt die Ständegesellschaft. Änderungen müssen aus dem Bestehenden erwachsen.

Nicht nur durch Möser weitet sich der Horizont des Romans. Die Unterteilung in fünf- und sechzig Kapitel kongruiert mit einem häufigen Wechsel des Schauplatzes, der Personen und der Erzählperspektive, womit ein Blick auf ganz andere Welten gerichtet wird. Die politischen Hintergründe, die Kriege, werden in mehreren Kapiteln auch in ihren Auswirkungen auf die Menschen im Fürstbistum Osnabrück u.a. im Rückgriff auf von Archenholz' „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ beschrieben. Die Vielzahl der im Roman vorkommenden Personen ist fast überbordend, ermöglicht aber einen Reichtum an Informationen, die wesentlich mehr erfassen als das Leben im Mikrokosmos des Fürstbistums. Durch Sagrarnoso erfährt der Leser einiges über die Entwicklung der Naturwissenschaften, den Gottorfer Globus, die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Petersburg, den Bau des Ladoga Kanals, Modernisierung und technischen Fortschritt, sowie dessen mögliche nega-

tive Begleiterscheinungen. Disparate Themen wie Scheintod, der Sklavenhandel mit Amerika, Moorkultivierung, die Lebensart von Großkaufleuten, Veränderung der Gartenkultur finden in Erzählungen, Träumen, Gesprächen literarischen Unterschlupf. Der Roman ist somit weitaus mehr als ein Beitrag zur Regionalgeschichte.

„Einmalallezeit“ ist ein vielschichtiger Roman, dem es gelingt mit dichterischer Kraft das psychosoziale Porträt einer jungen Adligen in das Panorama der Zeit einzubetten, das geistige Klima und die Gegebenheiten der Welt um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Dem Roman sei eine breite Leserschaft gewünscht.

Johanna Friederike von Bar entschied sich gegen viele Widerstände für ein autonomes Leben. Andere wenig später geborene hochgebildete Frauen in ihrem Umfeld versuchten ebenfalls, wenn auch in unterschiedlicher Weise, ihr Leben selbständig zu gestalten. Möser's Tochter Jenny von Voigts (1749–1814) trennte sich zumindest räumlich von ihrem Mann, um sich der Vermittlung des Werks ihres Vaters zu widmen. Ihre Freundin Luise Justine Mejer (1746–1786) bewahrte sich eine gewisse Unabhängigkeit, indem sie sich der erwarteten frühen Eheschließung mit Heinrich Christian Boie verweigerte. Jenny von Voigts' Freundin Luise von Anhalt-Dessau (1750–1811) wurde standesgemäß verheiratet. Ihr war es nicht möglich aus dieser Ehe auszubrechen. Reisen und der Umgang mit bedeutenden Menschen, vor allem aber das Tagebuchschreiben waren Therapeutikum für die unglückliche Ehe und vermittelten ihr das Gefühl einer gewissen Eigenständigkeit. Wie Johanna verfügten diese Frauen im Zeitalter der Empfindsamkeit über eine enorme Belesenheit und Bildung, die ihnen bei der Bewältigung des Lebens halfen. Ihr sprachliches Vermögen offenbart sich in beeindruckender Weise in ihren Briefen und Tagebüchern. Das Leben dieser Frauen ist sicherlich Potential für manchen weiteren historischen Roman. Ulrike Sheldon hat dafür das Feld bereitet.

Bad Iburg

Ursula Meyer

Dirk Ziesing, Das Ostfriesisch-Lingen-Tecklenburgische Landwehr-Infanterie-Regiment (3. Westfälisches) in den Befreiungskriegen 1813–1815, Münster: agenda 2017, 416 S., ISBN 978-3-89688-592-0, € 29,80.

Dirk Ziesings umfassende Geschichte des 3. Westfälischen Landwehr-Infanterie-Regiments, das bereits dritte Buch seiner „Landwehr-Reihe“, erinnert daran, dass neben den britischen Soldaten auch Männer aus Lingen und dem Emsland, der Region Tecklenburg und Osnabrück und aus Ostfriesland 1815 gegen Napoleon kämpften.

Nach der Niederlage Frankreichs in der Leipziger Völkerschlacht besetzten Ende 1813 preußische Truppen das Gebiet des früheren Niederstifts, die Regionen Ostfriesland und Jeverland sowie die Gebiete der früheren Grafschaft Lingen-Tecklenburg. Die preußische Armee befahl, drei Prozent der Bevölkerung und zwar Wehrpflichtige im Alter zwischen 17 und 40 Jahren für ein Landwehr-Regiment zu rekrutieren. Die geforderte Quote wurde für die Region mühelos erreicht, es meldeten sich sogar zahlreiche junge Männer freiwillig

zu den Jägerregimentern, und so zogen vier Bataillone als 3. Westfälisches Landwehr Infanterie Regiment ab 1814 gegen Napoleon über Wesel in den Krieg. Die Bezeichnung „Westfälisches“ Infanterieregiment klingt dabei insbesondere für Soldaten aus Ostfriesland und dem Jeverland befremdlich. Aber der Begriff „Westfalen“ ist bis heute nicht genau definiert und bezeichnet in dem vorliegenden Buch die nach 1813 zurückeroberten preußischen Gebiete im „westfälischen“ Raum, worunter das gesamte Gebiet zwischen Weser und Rhein als Generalgouvernement gefasst wurde.

Abgesehen von der Belagerung der Stadt Wesel kam der Frieden von Paris im Mai 1814 aber zunächst einer Beteiligung des „3. Westfälischen“ an militärischen Operationen zuvor, wobei das Regiment als Ganzes bis August 1814 in Alarmbereitschaft blieb, ehe es sich weitestgehend auflöste. Mit der Rückkehr des abgesetzten Kaisers Napoleon Bonaparte erfolgte Ende März 1815 die Mobilmachung des 3. Westfälischen Landwehr-Infanterie-Regiments und die etwa 2.900 Soldaten zogen von Wesel aus im Mai in den Krieg. Sie schlossen sich der preußischen Armee unter Marschall Blücher an, die am 16. Juni 1815 in der für beide Seiten verlustreichen Schlacht von Ligny Napoleon zwar unterlag, aber nicht vernichtend geschlagen wurde und sich der Armee Wellingtons anschließen konnte. In der Entscheidungsschlacht am 18. Juni bei Waterloo griff das 3. Infanterie-Regiment selbst nicht mehr entscheidend ein; es passierte lediglich das Schlachtfeld und trieb die fliehende französische Armee vor sich her. Nach der Wahrnehmung von Besatzungsaufgaben in Frankreich wurde das Regiment zu Beginn des darauffolgenden Jahres aufgelöst und die heimkehrenden Soldaten triumphal in ihren Heimatorten empfangen; und für Ostfriesland und die Niedergrafschaft Lingen endete die „westfälische“ Zeit mit der Abtretung an Hannover.

Dirk Ziesings Studie bietet aber auf ihren über 400 Seiten keine Schlachtbeschreibungen, sondern sie konzentriert sich nach einem knappen Abriss der Geschichte des Regiments und seiner Einsätze (S. 11–51) in beeindruckender Detailfreudigkeit auf rund 950 Biographien der in diesem Regiment kämpfenden Kommandeure, Offiziere, Landwehrmänner, Freiwilligen, Kavallerie-, Artillerie und Landsturm-Soldaten sowie die Trommler (Spielleute), Ärzte, Pioniere oder sogar Deserteure. Akribisch trägt Ziesing eine Unmenge an Informationen zu diesen Menschen aus Archivgut unterschiedlichster Provenienz und Archivsparten (Kirchenbücher, Zivilstandsregister, Wehrpflichtigen-Listen, Gewerbelisten) oder aus edierten bzw. aufbereiteten Quellen (Ortsfamilienbücher, Hof- und Staats-Handbücher) zusammen. Damit wird das Buch auch seinem Ziel gerecht, ein Nachschlagewerk für genealogisch „interessierte Laien“ (S. 10) zu sein, „die etwas über die Geschichte und vielleicht ihre eigenen Ahnen erfahren wollen“. Beides bietet insbesondere der gut 300 Seiten umfassende biografische Teil. So sind unter den Kriegsteilnehmern auch insbesondere zahlreiche Lingener. Einige bekannte Persönlichkeiten waren etwa Heinrich Horkel (1791–1879), der als promovierter Jurist zwischen 1824 bis 1863 Bürgermeister von Lingen war, Thomas Cappenberg (1790–1863), der sich als Gastwirt in Lingen und als Chemiker in Feldhausen bei Neuenhaus in der Grafschaft Bentheim einen Namen machte, Theodor Christian Friedrich Raydt (1767–1833), der als Professor für Rechtswissenschaften am akademischen Gymnasium in Lingen zwischen 1792 bis 1819

tätig war und zwischen 1810 bis 1812 sogar das Amt des Rektors ausübte, sowie Dr. Wilhelm Lindenberg (1782–1848), der als Regimentsarzt das 3. Westfälische begleitete und hier die Schusswunde des Kommandeurs Friccius bei der Schlacht von Ligny behandelte. Die wenigen Beispiele zeigen, dass sich diese Zusammenstellung der Einzelschicksale wie ein „Who is who?“ der emsländischen und vor allen Dingen der ostfrisischen Landesgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts liest. Auch wenn es Ziesing nicht ausdrücklich thematisiert: Es steht zu vermuten, dass in diesem Regiment Netzwerke und persönliche Verflechtungen unter den jungen Regimentsangehörigen geknüpft wurden, die dann im Weiteren in den unterschiedlichsten Bereichen in der nachnapoleonischen Zeit ihre Entfaltung gezeigt haben.

Zum Abschluss der Kurzbiografien legt Ziesing einen weiteren Schwerpunkt auf die regionale Erinnerungskultur in Form der in vielen Heimatkirchen angebrachten Gedenktafeln für Gefallene und Heimkehrer, wie in Ibbenbüren, Ladbergen oder in Lengerich und Münster.

Das umfassende Personenregister ermöglicht neben dem feingliedrigeren Inhaltsverzeichnis einen guten Zugriff auf die dichte Studie.

Allerdings weist das überaus anregende regionalgeschichtliche Buch ein gravierendes methodisches Manko auf. Auch wenn sich Ziesings Buch „nicht in erster Linie an professionelle Historiker“ (S. 10) richtet, wäre es auch für den (familien-)geschichtlich interessierten Laien wichtig zu erfahren, aus welchen historischen Quellen bzw. Archivalien konkret die vielfältigen biographischen und militärhistorischen Informationen stammen, die der Autor zusammengetragen hat. Dirk Ziesing nennt zwar zu Beginn seine wichtigsten Quellenwerke (Röben [1846], Garrelts [1856] und Dunkmann [1913]), verzichtet aber im Weiteren fast vollständig auf Quellenhinweise, selbst dort wo er auf Archivgut zurückgegriffen haben muss oder dies sogar andeutet, ohne Nachweise zu erbringen (z.B. S. 176). Besonders enttäuschend ist dies bei der Zusammenstellung der Kurzbiografien. Hier hätte sich der genealogisch interessierte Leser weitere Hinweise für die Recherche gewünscht.

So fällt das Fazit leider gemischt aus: Das Buch ist eine Bereicherung für die Forschung und ist als Nachschlagewerk für die Befreiungskriege im nordwestdeutschen Raum zu empfehlen, es bleibt aber aufgrund der fehlenden Nachweise unter seinen Möglichkeiten.

Osnabrück

Thomas Brakmann

Bernd Haunfelder, Die Rektoren, Kuratoren und Kanzler der Universität Münster 1826–2016. Ein biographisches Handbuch, Münster: Aschendorff 2020, X und 456 S., zahlr. Abb., ISBN 978–3–402–15897–5, € 59,00.

Der 14. Band der Veröffentlichungen des Universitätsarchivs Münster ist im wahrsten Sinne des Wortes eine gewichtige Publikation. Auf 456 Seiten legt Bernd Haunfelder, der sich unter anderem bereits einen Namen als Spezialist für die biographische Aufarbeitung des deutschen Parlamentarismus sowie der Geschichte der Stadt Münster und ihrer Hochschu-

le gemacht hat, ein biographisches Handbuch über die Rektoren, Kuratoren und Kanzler der Universität Münster vor.

In einem Zeitraum von 1826 bis 2016 werden die Lebensbilder der akademischen Leitung und der Verwaltungsspitze in präzise aufgebauten Biogrammen vorgestellt. Den Auftakt bilden allgemeine Ausführungen über die Rektoren und Kuratoren, wobei erstgenannte eingehender betrachtet werden. Die Universität Münster wurde nach ihrer Begründung 1773/80 durch die neuen preußischen Herren 1818 zu einer höheren Lehranstalt zurückgestuft und es dauerte noch bis 1826, ehe die akademische Verfassung ausgearbeitet war und mit dem Theologen Johann Hyacinth Kistemaker der erste Rektor berufen werden konnte. In den untersuchten 190 Jahren Universitätsgeschichte standen insgesamt 107 Rektoren, darunter nur zwei Frauen, an der Spitze der Hochschule. Zwar wechselte mehrfach der Modus der Wahl und die Dauer der Amtszeit, doch war die Berufung auf lediglich ein Jahr die dominierende Form des Rektorats. Während in der nationalsozialistischen Diktatur sowie in der unmittelbaren Nachkriegszeit eigene Gesetzmäßigkeiten galten, erhöhte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Schlagzahl der Reformen der Universitätsverfassung und einhergehend damit die Veränderungen in der Wahl der Rektoren. Insbesondere in diesem Abschnitt kann ein unaufmerksamer Leser ein wenig den Überblick verlieren, doch ist dies eher der komplexen Hochschulgeschichte anzulasten. Insbesondere die Zeitzeugenaussagen handelnder Rektoren, Kuratoren und Professoren sowie anekdotische Begebenheiten im umfangreichen Bildteil (S. 342) bringen Lebendigkeit in die Darstellung hinein, ohne dabei in eine „Vergangenheitsverklärung“ abzudriften. Von einer „Wahl“ des Rektors sollte die längste Zeit unter preußischer Oberhoheit allerdings nicht gesprochen werden. Der Senat, die Versammlung der habilitierten, ordentlichen Professoren, bestimmte zwar in geheimer Wahl drei Kandidaten, doch wählte der Kultusminister in Berlin einen von diesen aus. Erst mit Wiedererrichtung der Universität 1902 wurden den Professoren mehr Freiheiten zugebilligt.

Auf alle Untersuchungsergebnisse Haunfelders kann hier nicht eingegangen werden, sodass nur einige ausgewählte Aspekte betrachtet werden sollen. Im Verlauf der Überblicksdarstellung weitet Haunfelder den Blick und verwebt die Stadt- mit der Universitätsgeschichte. Diese symbiotische Beziehung kann Haunfelder als Kenner beider Materien gekonnt skizzieren. Allerdings wäre ein kurzes einleitendes Kapitel über die Universität und ihre Genese für eine schnellere Orientierung für einen nicht mit diesem Thema vertrauten Leser hilfreich gewesen.

Ein interessantes Ergebnis ist auf den ersten Blick, dass die erwartete Dominanz der Juristen unter den Rektoren nicht gegeben ist. Dieser Befund lässt sich jedoch unter anderem auf den häufigen Wechsel an der Universitätsspitze, die besondere Rolle der Theologen im 19. Jahrhundert und die erst 1902 wiedererrichtete rechtswissenschaftliche Fakultät zurückführen. Graphisch schön aufgearbeitet kann die Fächervertretung unter den gewählten Rektoren schnell überblickt werden, unter denen sich auch „Exoten“, wie Mineralogen, finden (S. 16ff.).

Da es sich bei dem vorliegenden Buch um ein Überblickswerk handelt, können einige Untersuchungsfelder auch nur angerissen werden. Zugleich werden aber weiterführende

Forschungsperspektiven aufgezeigt: Vor allem der soziale Hintergrund der Rektoren im 19. Jahrhundert bietet sich für Folgeuntersuchungen an. So entstammen die meisten von ihnen nicht aus dem Bildungsbürgertum, sondern aus Familien, die sich als Handwerker oder Kaufleute den Lebensunterhalt verdienten. Aufgestiegen zu Professoren und Rektoren waren sie dann allerdings mit den Stadteliten verflochten. Eine Mitgliedschaft in einer Burschenschaft scheint kein karriereförderndes Element gewesen zu sein, da nur zehn der Rektoren einer solchen verbunden waren. Auch die politische Einflussnahme kann nur skizziert werden, wird aber hoffentlich zu wissenschaftlichen Tiefenbohrungen anregen. Der mit besonderer Heftigkeit in Münster tobende Kulturkampf, in dem die Hochschule mit dem Bistum ein zentraler Akteur war – die Berufung des ersten protestantischen Rektors 1875 war ein Skandal –, das Ringen zwischen Ultramontanisten, Nationalisten und Liberalen sollte mit einem Blickwinkel auf die Rektoren weiter untersucht werden. Hier, wie zu weiteren Forschungsthemen legt Haunfelders Handbuch die zentralen Fundamente.

Bedeutend kürzer in der Darstellung der Rolle und Aufgaben werden die Kuratoren bzw. die Kanzler der Universität beleuchtet. Unter preußischer Herrschaft fiel diese Rolle mit dem Posten des Oberpräsidenten zusammen, sodass der für Westfalen so prägende Ludwig Freiherr von Vincke von 1816 bis 1844 die längste Amtszeit aufweisen kann. Der Kurator vertrat die Interessen des Staates gegenüber der Universität, leitete die Personalangelegenheiten der Universität, übernahm sogar die Mittlerrolle zwischen Berlin und dem Bischof und verfügte über eine starke Stellung gegenüber dem Lehrkörper. So musste dieser vor Semesterbeginn die Themen der Vorlesungen und Seminare vorlegen. Auch in der nordrhein-westfälischen Demokratie war der Kurator und ab 1970 der Kanzler als Chef der Verwaltung eine zentrale Figur. Oswald Freiherr von Fürstenberg, ein weitläufiger Verwandter des Wegbereiters der Universität von 1773, Franz von Fürstenberg, bekleidete von 1956 bis 1972 beide Ämter und stand der Hochschule in einer Zeit vor, als sich die Studentenzahl verdreifachte und der notwendige Bauboom viele der noch heute markanten Universitätsgebäude hervorbrachte. Die im 19. Jahrhundert zur Akademie zurückgestufte Hochschule gehörte auch in dieser Zeit nie zu den „dahinsiechenden Kleinuniversitäten“ (S. 54), sondern übertraf mit rund 500 Studenten in der Mitte des Jahrhunderts die vollwertigen preußischen Universitäten in Königsberg oder Jena (S. 315). Im Vergleich zu der heutigen Massenuniversität mit über 40.000 Studenten wirken diese Zahlen verschwindend gering, doch verdeutlichen sie auch die gewaltigen Veränderungen, die auf die Stadt Münster und ihre Universität in 190 Jahren zukamen.

Die in diesem Zeitraum verantwortlichen Rektoren, Kuratoren und Kanzler werden von Haunfelder nach einem klar strukturierten Raster präsentiert. In chronologischer Reihenfolge werden die Lebensläufe mit Schul- und Hochschulbildung, Ämtern, Herausgeberschaften von Zeitschriften, Ehrungen, wissenschaftlichen Vereinigungen, Mitgliedschaften in Parteien, Clubs oder Verbänden, eine Beurteilung der Lehr- und Forschungstätigkeit, das Thema der Rektoratsrede sowie die Wohn- und Begräbnisstätte vorgestellt. Jedes Biogramm wird mit einem Porträt – lediglich zu zwölf Rektoren des 19. Jahrhunderts ließ sich kein Bild auffinden –, den Angaben zur Forschungsliteratur und den zentralen Archivbeständen abgerundet. Ein alphabetisches Namensverzeichnis erleichtert den Zu-

griff auf die Biogramme. Haunfelder legt ein wichtiges Handbuch vor, das für die Wissenschafts-, Universitäts-, und Stadtgeschichte fruchtbringend sein wird.

Oldenburg

Martin Schürer

Willi Rüländer, „Der Kulturkampf geht in seinem Sturmschritt weiter“. Kulturkampf in der Region. Das Emsland (Emsland/Bentheim – Beiträge zur Geschichte 25), Sögel: Emsländische Landschaft e.V. 2020, 315 S., ISBN: 978-3-925-03458-9, € 15,30.

„Der Kulturkampf geht in seinem Sturmschritt weiter!“ So überschrieb der „Katholische Volksbote“ aus Meppen am 26. September 1875 einen Beitrag zum aktuellen Stand des Konflikts zwischen Staat und Kirche im Emsland. So lautet auch der Titel einer Dissertation zum Kulturkampf im Emsland, die der Lehrer Willi Rüländer aus Haselünne zum Teil im Ruhestand geschrieben hat. Trotz schwerer Krankheit konnte er die regionale Studie vor seinem Tod am 2. Februar 2018 zwar fertigstellen, sie aber nicht mehr an der Universität einreichen.

Nun ist die Arbeit, versehen mit einem Vorwort des Vechtaer Historikers Joachim Kuroпка, als Band 25 der Reihe „Emsland/Bentheim“ der Emsländischen Landschaft erschienen. Rüländer gehörte zum Kreis jener, die in der von Kuroпка geleiteten „Arbeitsstelle Katholizismus- und Widerstandsforschung“ an der Universität Vechta mitwirkten.

Mit seiner Studie leistet der Verfasser einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Emslandes und zugleich des Bistums Osnabrück im Kaiserreich. Auf der Grundlage zahlreicher Quellen beschreibt Rüländer detailliert, wie sich die Erlasse und Gesetze in Preußen auf die Pfarreien der abgelegenen Grenzregion auswirkten. So blieben im Emsland zwischen 1873 und 1884 insgesamt 34 Seelsorger-Stellen vakant, nachdem ein Amtsinhaber gestorben oder versetzt worden war. Die Bevölkerung musste zwischen vier und 15 Jahre warten, bis ein neuer Pfarrer kam.

Das Gesetz über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen vom 11. Mai 1873 bestimmte, dass frei werdende Pfarrstellen innerhalb eines Jahres wiederbesetzt werden mussten. Die katholischen Bischöfe in Preußen hatten dazu dem Oberpräsidenten, also der Mittelinstanz in der Provinz Hannover, geeignete Kandidaten zu nennen. Es war eine Zwickmühle für die Bischöfe, denn entweder erkannten sie die Oberaufsicht des Staates über die Kirche ebenso an wie seinen Einfluss auf die Stellenbesetzung in den Pfarreien – oder sie setzten sich über die Gesetze hinweg und riskierten eine Bestrafung.

Der Osnabrücker Bischof Johannes Heinrich Beckmann wählte einen geschickten Weg: Vakante Pfarrstellen ließ er in den Zeitungen seiner Diözese ausschreiben – doch es bewarben sich keine Geistlichen. So konnte der Bischof dem Oberpräsidenten Botho Wendt zu Eulenburg in Hannover mitteilen, die Besetzung sei wegen des Mangels an geeigneten Kandidaten nicht möglich. Der Verwaltung blieb keine andere Wahl, als den Antrag auf Fristverlängerung zu genehmigen. Rüländer nennt dies „ein Zusammenspiel von Staatsbehörde und Bistumsleitung“. Das Entgegenkommen begründete der Oberpräsident damit,

dass der *„Bischof von Osnabrück bis jetzt jeden Conflict mit der Staatsregierung aus Anlaß der Maigesetze zu vermeiden gewusst“* habe.

An einer Zuspitzung des Konflikts waren beide Seiten nicht interessiert. Dies lag auch daran, dass das Emsland erst 1866 vom Königreich Hannover zu Preußen gekommen war und gerade in katholisch geprägten Regionen die Vorbehalte gegenüber dem neuen Landesherrn groß waren. Der Oberpräsident wollte die Gefühle der konfessionellen Minderheit in der noch jungen preußischen Provinz Hannover nicht übermäßig strapazieren.

Auf der anderen Seite war das wieder errichtete Bistum Osnabrück, das erst seit 1858 wieder einen eigenen Bischof hatte, noch nicht so gefestigt, dass es zu energischem Widerstand gegen die kirchenpolitischen Gesetze Preußens in der Lage gewesen wäre. Die Schwäche beider Konfliktparteien, schreibt Rüländer, sei die Grundlage für das moderate Miteinander von Kirche und Staat gewesen.

So kam es, dass Beckmann der einzige Bischof in Preußen war, der während des Kulturkampfes nicht wegen der Maigesetze bestraft wurde. Er taktierte so klug, dass sich der Konflikt mit dem Staat im Bistum Osnabrück glimpflicher auswirkte als in anderen Diözesen. Im Nachbarbistum Münster etwa nahm der Kulturkampf schärfere Züge an: Der konservative, traditionsorientierte „Bekennerbischof“ Johannes Bernhard Brinkmann nahm eine Alles-oder-nichts-Haltung ein, lehnte jegliche Konzession an den „Zeitgeist“ ab. Brinkmann musste für vierzig Tage ins Gefängnis und ging ins Exil in die Niederlande.

Trotz des moderaten Vorgehens im Bistum Osnabrück schränkten die preußischen Gesetze gleichwohl das katholische Leben auch im Emsland ein. Dies gilt vor allem für die Schulen. So ging die Aufsicht nach den neuen Bestimmungen vollständig an den Staat über. Bischof Beckmann schrieb dem Klerus, dass jeder Pfarrer für seine Gemeinde die Schulaufsicht weiterführen sollte, solange der Staat nicht unzumutbare Anforderungen an die Ausübung des Schulaufsichtsamtes stellte. Konflikte, so stellt Rüländer fest, sind nicht bekannt geworden.

Einschneidender auf das Bildungswesen wirkte sich ein Erlass des preußischen Kultusministers Adalbert Falk aus, eines Hardliners, der Ordensleuten den Unterricht an öffentlichen Volksschulen verbot. Im Emsland betraf das vier Schulen in Haren, Haselünne, Lingen und Papenburg, an denen Schulschwestern von der Göttlichen Vorsehung unterrichteten. Doch die Ordensfrauen reagierten, wie Rüländer schreibt, „auf die drohende Entfernung aus dem Volksschuldienst auf unerwartete Weise“: Sie wurden weltliche Lehrerinnen und legten ihre Ordenstracht ab.

Hart traf die Geistlichen im Emsland das Gesetz über die „Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln“ von 1875, vom „Lingener Volksboten als „Aushungerungsgesetz“ bezeichnet. Für den Klerus fiel so mehr als ein Drittel des jährlichen Einkommens aus. Ein Unterstützungskomitee sammelte daher Spenden in allen Gemeinden des Bistums Osnabrück.

Eine Besonderheit ergab sich im südlichen Emsland nach dem Tod Bischof Beckmanns im Jahr 1878. Weil auch ein Weihbischof fehlte, waren in der Diözese Osnabrück Firmungen nicht möglich. Der Bischof von Utrecht sprang 1881 ein und spendete Jugendlichen aus dem Emsland, der Grafschaft Bentheim und dem Münsterland das Sakrament in den benachbarten Niederlanden.

Rülander geht in seiner Studie auch auf die Rolle der katholischen Presse im Emsland ein, die mitunter polemisch berichtete, aber auch strafrechtlichen Verfolgungen ausgesetzt war. Kurz erwähnt der Verfasser den politischen Gegner Otto von Bismarcks, den Zentrumsführer Ludwig Windthorst, der im Emsland seinen Wahlkreis hatte und in der Bevölkerung hoch anerkannt war.

Eine etwas frischere Sprache hätte die Lektüre dieser Arbeit erleichtert; wünschenswert wäre auch ein Namensregister gewesen. Doch diese kleinen Anmerkungen sollen den generell positiven Gesamteindruck nicht schmälern. Es handelt sich um eine solide Arbeit, die eine Lücke füllt und die Ereignisse im Emsland passend in den überregionalen Zusammenhang einordnet.

Osnabrück

Christof Haverkamp

Martin Brune (Hg.), *Den Liebsten was Treues: Feldpostbriefe aus dem 1. Weltkrieg von Franz Brune, Bad Laer, betrachtet im Lichte von E. M. Remarques ‚Im Westen nichts Neues‘*, Glandorf: Krützkamp 2020, 240 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-9821218-3-3, € 22,90.

Feldpostbriefe sind eine sperrige Quellengattung. Es bedarf in der Regel einer konkreten Fragestellung, um sie zum Sprechen zu bringen. Dieses Problem zeigt sich auch bei der vorliegenden Briefedition. Martin Brune publiziert in ihr 227 Briefe, die mit einer Ausnahme aus der Hand seines Großonkels Franz Brune aus Bad Laer stammen, der zwischen 1914 bis 1918 an der Ost- und Westfront den Ersten Weltkrieg als Soldat erlebt hat. Die Feldpostbriefe tauchten 1997 in einer Zigarrenkiste auf dem Dachboden seines Geburtshauses in Bad Laer auf. Hier wurde Franz Brune 1893 geboren und hier lebte er als ältester Sohn seiner Eltern Heinrich und Gertrud mit seinen fünf Geschwistern.

Martin Bruness Edition gliedert sich grob in drei Teile. In einer kurzen Einleitung (S. 8–13) zeichnet der Herausgeber das kurze Leben seines Großonkels nach. Nachdem er die Präparandenanstalt in Osnabrück absolviert hatte, wurde er bis 1914 am hiesigen Königlichen Katholischen Lehrerseminar zum Volksschullehrer ausgebildet. Nach bestandem Examen trat er im Mai 1914 als so genannter ‚Einjähriger‘ seinen Wehrdienst an, ehe er Anfang August bereits in Belgien einmarschierte und bis April 1915 an verschiedenen Orten an der Westfront im Einsatz war. Im Mai erfolgte die Verlegung an die Ostfront. Hier erlebte er in Galizien und in den Karpaten in der vordersten Linie den Bewegungskrieg. Im September 1915 wurde er bis Jahresende zurück an die Westfront verlegt. Darauf folgte eine halbjährige militärische Ausbildung und wieder eine Verlegung an die Ostfront, wo er verwundet wurde. Nach seiner Genesung bildete er in Celle Rekruten aus, nahm an einem Offizierslehrgang teil und trat im August 1917 seinen einzigen Heimaturlaub an. Ende September 1917 erfolgte seine Verlegung an die Westfront bei Reims; der Verlauf der Front hatte sich seit seinem letzten Aufenthalt 1915 fast nicht verändert. Bei der Frühjahrs-offensive 1918 wurde Brune erneut verwundet; er blieb aber an der Front. Am 18. Juli 1918

kehrte er von einem Patrouillengang nicht mehr zurück. Sein Grab findet sich bei Bligny in der Nähe von Reims. Die Einleitung endet mit einem Foto der Abschlussklasse des Lehrerseminars vom Februar 1914. Von den 35 Absolventen sind zehn im Krieg getötet worden; darunter auch Franz Brune.

Es folgt im Hauptteil die chronologische Wiedergabe seiner Briefe und Feldpostkarten, die er als fleißiger Schreiber zwischen Mai 1914 bis Juli 1918 an seine Eltern Heinrich und Gertrud sowie an seine fünf Geschwister, die zwischen 1895 und 1906 geboren worden sind, schrieb (S. 15–179). Die Briefe werden heute in der Abteilung Osnabrück des Niedersächsischen Landesarchivs aufbewahrt (NLA OS Slg 55 Akz. 2019/118). Die Edition erfolgt wortgetreu und überaus sorgfältig. Einzelne Briefe werden im Original direkt neben der Transkription abgedruckt (u.a. S. 27, 167, 179); darüber hinaus illustrieren zahlreiche Feldpostkarten die Edition und vermitteln zusätzlich einen Eindruck vom Frontgeschehen und der Form der Korrespondenz. Einen (ungeschönten) Eindruck vom Frontalltag vermittelt darüber hinaus die Edition einer Kladde, in der Franz Brune im März und April 1918 über einen Zeitraum von zehn Tagen das Tagesgeschehen in seinem Frontabschnitt an der Westfront stichpunktartig notierte (S. 180–189).

Im letzten Teil des Buches werden die Briefe von Franz Brune in Beziehung gesetzt zu den Schilderungen von Erich Maria Remarques Antikriegsroman „Im Westen nichts Neues“ (S. 190–240). Dabei werden aus den Briefen 35 Schwerpunkte extrahiert und auf diejenigen Stellen im Roman „Im Westen nichts Neues“ verwiesen, in denen diese zentralen Themen der Brune-Briefe von Remarque literarisch aufbereitet wurden. Vermutlich aus rechtlichen Gründen werden dabei die Passagen aus dem Antikriegsroman in der Edition nicht abgedruckt; es bedarf also zusätzlich einer aktuellen Ausgabe des Romans (vgl. S. 192, Fn. 3), um die Bezüge herzustellen. Stellt sich der Leser dieser Herausforderung wird er erfahren, dass durch diese Gegenüberstellung die Erlebnisse der beiden Männer streckenweise zusammengeführt werden. Denn obwohl sich Remarque und Brune vermutlich nie begegnet sind, verbindet die zwei manches: Beide waren Volksschullehrer. Beide waren im Ersten Weltkrieg an der Front und haben ihre Erlebnisse aufgeschrieben. Remarque in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“ und Franz Brune in seinen Briefen und Postkarten an seine Familie. Die Bezüge zwischen beiden Gattungen ermöglichen dem Leser der Edition einen verstehenden Zugang für die Lektüre der Briefe.

Was Franz Brune nicht schreiben konnte, um seine jungen Geschwister und seine Eltern nicht noch weiter zu beunruhigen, oder aufgrund der Briefzensur nicht durfte (Brune, Nr. 210, S. 166), bringt im Antikriegsroman Paul Bäumer schonungslos zur Sprache. So stellt der Herausgeber Bruness Brief zum Tod seines Freundes Franz Diekmeyer (Brune, Nr. 17, S. 28 f.) den Schilderungen Remarques über das Sterben des jungen Kemmerich gegenüber. Wenn Paul Bäumer im Roman sagt „Der erste Tote, den wir sahen, zertrümmerte diese Überzeugung“, dann erscheinen die Schilderungen Bruness zum Tod seines Freundes in einem anderen Licht und der Blick richtet sich auf das, was in den Briefen nicht steht, aber möglicherweise mitzulesen wäre. Zu Bruness Ausführungen über die „Feigheit“ (Brune, Nr. 124, S. 105) ergeben sich ebenso pointierte Stellen bei Remarque wie über die jungen Wehrpflichtigen. So schrieb Franz Brune am 13. März 1916 über seinen jüngeren Bru-

der: „Heinrich wird nun auch wohl bald eingezogen werden. [...] Aber es dauert dann eine geraume Zeit bis er ins Feld kommt.“ (Brune, Nr. 116, S. 98 f.) Und im Juli schreibt er voller Sorge: „Das kann ich kaum glauben, daß Heinrich schon ins Feld soll.“ (Brune, Nr. 147, S. 118) Ehe er im September 1916 feststellt: „Die Kerle können mir manchmal leidtun.“ (Brune, Nr. 152, S. 122 f.) Remarque findet deutlichere Worte für das Rekrutieren des Nachwuchses ohne ausreichende Ausbildung: „Wir verlieren viele Leute. Die meisten sind Rekruten und hatten kaum eine Ausbildung. Sie haben von Deckung keine Ahnung – sie sind hilflos in diesem Angriffskrieg. [...] Man möchte sie wegbringen, denn hier haben sie nichts zu suchen.“ (Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues*, Köln¹³2019, S. 117)

Feldpostbriefe erscheinen in ihren Inhalten nicht selten banal. Vielfach klammern sie die Schrecken des Krieges aus („Ich habe die Sache so ziemlich satt [...], das brauchst du aber meinen Eltern nicht zu sagen“ [Brune, Nr. 80, S. 76]), belassen es bei allgemeinen Andeutungen („Ich hätte früher nie geglaubt, dass ein Mensch so viel aushalten kann, aber hier sieht man es.“ [Brune, Nr. 104, S. 89 f.]) oder sie machen beschönigende oder falsche Angaben, vielleicht um die Angehörigen nicht zu irritieren. Wenn Franz Brune schreibt „Äußerlich ist der Krieg ja spurlos an mir vorüber gegangen, aber innerlich [...]“ (Brune, Nr. 104, S. 89f.) und dann gleich das Thema wechselt, lässt dies seine Sprachlosigkeit, seine Einsamkeit erahnen. Der Krieg hat so vieles zerstört: die Jugend, die Werte, die Zukunft. Ein Zurück in die gewohnte Welt ist kaum vorstellbar, zumal dort kaum jemand sein wird, der die Erinnerung mit einem teilen und verstehen kann.

Erich Maria Remarques Erfolgsroman „Im Westen nicht Neues“ bietet einen überaus hilfreichen Schlüssel zum Verständnis der Briefe des Franz Brune. Die Verzahnung der Briefe mit dem Roman zeigt, dass Remarque nichts Fiktives beschreibt, sondern Handlungen, die er selbst erlebt hat. Buch und Korrespondenz sind für sich gesehen bereits authentische Zeugnisse des Krieges und der Kriegsgeneration; liest man sie zusammen potenzieren sich Inhalt und Wirkung sogar. Die Edition bietet nicht nur eine gut lesbare und aufmerksam gestaltete Wiedergabe der Briefe, sondern auch eine Hermeneutik zu ihrem Verständnis.

Osnabrück

Thomas Brakmann

Eugen Kotte/Helmut Lensing (Hg.), *Die Grafschaft Bentheim im Ersten Weltkrieg. „Heimatfront“ an der deutsch-niederländischen Grenze*, Nordhorn: Heimatverein Grafschaft Bentheim e.V. 2018, 480 S., ISBN 978-39818211-3-0, € 29,90.

Dem 100 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges erschienenen Buch initiativ vorausgegangen war eine Ausstellung des Landkreises Grafschaft Bentheim und des Otto Pankok Museums Gildehaus „Für Grafschaft, Volk und Vaterland – 100 Jahre Ende des Ersten Weltkrieges in der Region Grafschaft Bentheim“, zu der viele Bürger/innen mit Leihgaben beigetragen hatten und die viel Anklang fand; die aber trotz des großen Erfolges auch erkennen ließ, dass einige Wissenslücken nicht zu schließen waren. Aus dieser Erkenntnis heraus entstand der Wunsch einer Aufarbeitung, für die die beiden Historiker Prof. Dr. Eu-

gen Kotte und Dr. Helmut Lensing gewonnen und mit der Redaktion beauftragt werden konnten.

Im Vorwort formulieren Kotte und Lensing ihren Anspruch an die vorzulegende Aufsatzsammlung, stellen diese in den Kontext der „Neuen Kulturgeschichte“ und der grenzüberschreitenden „Border Studies“ und eines „neuen Zugriffs“ auf die „historische Bildforschung“. Sie denken diesen Kontext in Erweiterung der bekannten „kulturhistorischen Ansätze“ innerhalb der Geschichtsforschung, um so „historische Tiefenbohrungen an brisanten Stellen des Geschehens mit erheblichen Konsequenzen für das alltägliche Leben der Menschen im Bentheimer Land während des Ersten Weltkrieges und seiner unmittelbaren Folgen anzusetzen.“ Vor allem das fast vollständige Fehlen einer regionalen Aufarbeitung der Zeitläufe des Ersten Weltkrieges bildete den Ansporn, so Kotte und Lensing, „die Geschichte des Bentheimer Landes in der Zeit dieses schweren Konfliktes möglichst umfassend zu erarbeiten.“ Dies auch, um eine „Lücke der Erforschung der Heimatfront im Nordwesten“ zu schließen. Der Band entstand zudem in einer Kooperation zwischen dem Landkreis Grafschaft Bentheim und der Universität Vechta und führte dazu, dass etwa 340 [sic!] Studierende, so Kotte und Lensing, „größtenteils ungehobene und nicht systematisierte Archivalien sichteteten, ordneten, digitalisierten und auswerteten“. Die Latte liegt also hoch bei der Besprechung einer regionalgeschichtlichen Studie, die im Kontext eines der am dichtesten erforschten Ereignissen der jüngeren Geschichtsschreibung steht.

Der Aufsatzband versammelt letztendlich 26 Aufsätze von 26 Autoren in sieben Themenblöcken: „Vorgeschichte“, „Kriegsverlauf und seine Auswirkungen“, „Wirtschaft im Krieg“, „Bentheimer Land als Grenzregion“, „Krieg und Grafschafter Zivilbevölkerung“, „Glaubensgemeinschaften und der Krieg“ sowie „Das große Sterben – Auseinandersetzung mit dem massenhaften Menschenverlust und das Gedenken an die Verstorbenen“.

Es ist hier nur der Platz um auf einige Aufsätze einzeln einzugehen. So berichtet Christian Lonnemann quellenbasiert und fundiert – als Kreisarchivar hat er natürlich den ersten Zugang – über die in der Region angesiedelten Kriegervereine und deren Wirken vor dem Ersten Weltkrieg. Ein bis dato in der regionalen Geschichtsforschung eher unbeachtetes Thema aus der Anfangsphase des Russlandfeldzuges nimmt der Aufsatz von Michael Ehrhardt in den Blick, der sich der „Aufnahme von Flüchtlingen aus Ostpreußen in der Grafschaft Bentheim vom Herbst 1914 bis zum Frühjahr 1915“ widmet. Ehrhardt beschreibt dort detailreich und quellennah, wie Bewohner Ostpreußens bis in die Grafschaft Bentheim flohen, nachdem die deutsche Armee sich aus den Kreisen der ostpreußischen Bezirke zurückzog, die in unmittelbarer Nachbarschaft zur russischen Grenze lagen, und der russischen Armee die Gebiete zur Besetzung überließ.

Sieben Beiträge der Aufsatzsammlung sind in der Tat aus studentischen Abschlussarbeiten erwachsen. Herauszuheben ist dabei der Aufsatz von Susanne Luft, einer Studentin im Hauptstudium, die über Kriegsgefangene in der Grafschaft Bentheim berichtet und die schon lange vorliegenden, quellenbasierten Arbeiten von Jochen Oltmer durch die Auswertung von Schulchroniken, Postkarten und die Einbindung der Lokalnachrichten prima ergänzt.

Zwei Beiträge niederländischer Historiker widmen sich explizit der Situation der niederländischen Grenzregion – eine unabdingbare Notwendigkeit innerhalb der vorgelegten

Studie. Dick Schlüter beschreibt die lokale Politik in der Grenzregion der Provinz Twente und der Grafschaft Bentheim. „Es waren die Mobilmachung und die Flüchtlinge, die in Twente dem Krieg ein Gesicht gaben“, fasst Schlüter zusammen und erläutert die Neutralitätsverpflichtung der Niederlande und die damit einhergehenden Probleme: Flüchtlinge, Arbeitssituation und Versorgung der niederländischen Bevölkerung stehen im Zentrum seines Beitrages. Albert Eggens konzentriert sich auf den grenzüberschreitenden Schmuggel von Waren, ein Phänomen, das unter den Bedingungen des Krieges gewaltig expandierte und mit dem Begriff „illegaler Grenzverkehr“ fast schon verharmlosend umschrieben wird, wurden doch gewaltige Warenmengen umgeschlagen und entsprechende große Gewinne generiert. Eggens beschreibt detailliert die Wirtschaftssituation der Vorkriegs- und Kriegszeit, benennt jene Warengruppen, die besonders gerne geschmuggelt wurden, erklärt, wie der „grenzüberschreitende Schleichhandel“ praktisch vonstatten ging und vor allem, wer ihn ausführte. Letzteres konnte er tun, weil er die Gerichtsprotokolle der Region akribisch nach dem Alter, Geschlecht und Wohnort der Angeklagten sowie deren Schmuggelgut ausgewertet hat.

Interessant – weil dem Leser der direkte Vergleich geboten wird – ist der Abschnitt über das Verhalten der Glaubensgemeinschaften zum Krieg. Im Zentrum von vier Betrachtungen stehen die reformierte Kirche (Georg Plasger), die Gemeinschaft der Altreformierten (Gerrit Jan Beuker), die katholische Kirche (Georg Wilhelm) und die in der Grafschaft beheimateten Familien jüdischen Glaubens (Christa Pfeifer). In Nuancen lassen sich wunderbar die jeweiligen Sprach- und Handlungsschemata herauslesen. Herrscht im Glauben die bekannte, historisch verwurzelte Divergenz, findet sich in Hinblick auf den Ersten Weltkrieg und das Kaiserreich eine nicht gekannte Einmütigkeit.

Die Aufsatzsammlung enthält ein Abkürzungsverzeichnis und ein Schlagwortregister. Die in den Beiträgen verwandten Quellen und Literaturstellen sind den jeweiligen Aufsätzen nachgeordnet, wobei es inzwischen eine Unsitte zu werden scheint, nicht im Aufsatz verwandte Literatur einfach in dieses Verzeichnis einzustellen. In einigen Aufsätzen nehmen solche Titel nahezu 50% der gelisteten Literatur ein. Ebenso unverständlich erscheint dem Rezensenten das ausufernde Einbinden eigener Druckerzeugnisse in diese Literaturlisten. Wem nützt es?

Wie die Zuordnung der Aufsätze in die Themengebiete des Bandes erfolgte, wird nicht näher erläutert, weshalb auch nicht klar wird, warum der Aufsatz von Maria Hermes-Wladarsch über die „Volksstimmung im Landkreis Grafschaft Bentheim“ im Kapitel „Kriegsverlauf und seine Auswirkungen“ steht und nicht im Kapitel „Der Krieg und die Grafschafter Zivilbevölkerung“. Ein Umstand, der auch auf den Aufsatz von Erik Elberfeld zutrifft, der über die Kriegspropaganda in der Grafschaft Bentheim berichtet. Einzig der eigentlich überflüssige Aufsatz von Hubert Titz (der im Wesentlichen Michael Rosenboom zusammenfasst) über das „Grafschafter Fliegerass Dietrich Averages“ ließe sich hier subsumieren. Unverständlich überschrieben ist auch das letzte Kapitel mit dem Titel: „Das große Sterben“, von dem zu erwarten war, dass die dort gebündelten Aufsätze noch einmal deutlich machen, wie der Blutzoll eines „entfesselten Krieges“ ausfällt in der Provinz; was so ein Krieg macht mit den Menschen eines kleinen Landkreises wie der Grafschaft Bentheim,

wo er vier Jahre lang in alle Lebensbereiche eingreift, zunehmend in seiner Brutalität und Auswirkung. Es finden sich aber lediglich zwei Aufsätze, einer über die Spanische Grippe von Wilfried Witte (ausufernd!) und von Eugen Kotte über Architektur und Psychologie von Kriegsdenkmälern des Ersten Weltkriegs (altes Thema neu gefasst).

Es ist dem Rezensenten noch nie so schwer gefallen, ein Buch zu besprechen. Die Gründe dafür liegen in der Ambivalenz von Anspruch und Vorliegendem. Die Herausgeber legen in ihrem Vorwort großen Wert darauf, dass die vorgelegte Publikation hohen wissenschaftlichen Anforderungen genügt und eine seit langem vorhandene Forschungslücke schließt. Sicherlich wurde mit der Einbeziehung der unlängst für die Region erschlossenen Schulchroniken eine Quelle herangezogen, die vielen Aufsätzen gut tut und sie zumeist bereichert. Gleiches würde eigentlich auch für genutzte Zeitschriftenliteratur gelten – die offensichtlich systematisiert und sortiert allen Autoren zur Verfügung gestellt wurde –, wenn nicht dieses Vorgehen viele Autoren dazu verleitet hätte, diese Gabe einfach in die thematisch dazugehörige Sekundärliteratur einzuarbeiten. Die eigentlich notwendige Verwendung der zur Verfügung stehenden Archivalien aus den Landes- und Bundesarchiven, deren breite Aufarbeitung und Verwendung ja im Vorwort angekündigt war, unterblieb hingegen.

Grundsätzliche Fragen, die durchaus und erwartbar an eine lokalhistorische Studie zu den Zeitläuften 1914–1918 zu richten sind, werden nicht beantwortet. So erfahren wir in keinem der Beiträge, wie viele Bentheimer denn nun in den Krieg ziehen mussten und wie viele diesen „Einsatz fürs Vaterland“ mit schweren körperlichen Schäden oder gar ihrem Leben bezahlten. Waren es einige Hundert, waren es Tausend, einige Tausend? Hier wäre einmal die Gelegenheit gewesen, den vielen jungen Männern der Grafschaft Bentheim Namen und Gesicht zu geben, die in den Stellungskriegen und Fronten zu Tode kamen, denen die Verantwortlichen dieses „industrialisierten Krieges“ Zukunft und Leben nahmen. Von allgemeinen Zustandsbeschreibungen abgesehen, erfahren wir auch nichts über die (verwundeten/verkrüppelten) Kriegsheimkehrer, nichts über ihre ursprüngliche Profession, nichts darüber, ob sie jemals wieder diese Arbeit ausüben konnten. Frauen und Kinder mussten die Arbeit der im Kriegsdienst verpflichteten Jugendlichen und Männer übernehmen, in den Lazaretten, in der Landwirtschaft, der Industrie. Es wäre die Chance gewesen, diesen Mechanismen der Umverteilung von Arbeit, der doppelten Belastung der Frauen eine Familie zu ernähren und in den Fabriken die Männer zu ersetzen, nachzuspüren. Das Schicksal zahlloser Kinder, denen vier Jahre optimale Bildungschancen verwehrt blieben, in Umfang und Auswirkung (qualitativ und quantitativ) in die Tiefe gehend aufzuarbeiten, zumal mit den Schulchroniken eine wunderbar dichte Überlieferung zur Verfügung gestanden hätte – und wenn dann noch die in den Archiven schlummernden Quellen endlich gehoben worden wären!?! Schade eigentlich.

Da sich die Aufsätze zumeist gut lesen lassen, Zeitschriftenartikel und Bucheinträge der Schulchroniken in diesem thematischen Zusammenhang so noch nicht erschienen waren, gibt der Band dem regionalen Leser zumindest ein emotionales Lebensbild der Zeit zwischen 1914 und 1918.

Geeste

Michael Haverkamp

Heiko Schulze, *Unsere Erste. Alwine Wellmann. Osnabrücker Abgeordnete und Vorkämpferin für Frauenrechte (1891–1966). Stationen eines bewegten Lebens*, Vechta: Geest 2019, 294 S., ISBN 978–3–86685–695–0, € 12,80.

Mit „Unsere Erste“ hat der Osnabrücker Historiker und Sozialdemokrat Heiko Schulze die erste Biografie über die SPD-Politikerin Alwine Wellmann aus Osnabrück geschrieben. Das Buch erschien im Herbst 2018 passend zum Jubiläum 100 Jahre Frauenwahlrecht und erinnert an eine starke Frau und Streiterin für Frauenrechte, die als erste Osnabrückerin Abgeordnete in einem Parlament, dem Preußischen Landtag, war.

Zur Einleitung erläutert Heiko Schulze, warum er dieses Buch über seine Parteigenossin geschrieben hat und wie seine Suche auf den Spuren von Alwine Wellmann seit einem ersten Aufsatz über diese in dem Buch „125 Jahre SPD in Osnabrück“ aus dem Jahr 2000 bis zur Fertigstellung des vorliegenden Buches verlaufen ist.

Das Buch folgt chronologisch dem Lebensweg Alwine Wellmanns, der in zahlreichen, relativ kurzen Kapiteln anhand von diversen Quellen und Zeitzeugenberichten geschildert wird. Dabei werden das Leben und Erleben der Protagonistin stets in den historischen Kontext eingeordnet. Unterbrochen wird die Schilderung von drei Exkursen, in denen Weggefährten Alwine Wellmanns vor allem über ihre Zeit mit der Exilantin in Bulgarien während und nach der Zeit des Nationalsozialismus berichten. Überhaupt liegt der Fokus der Biografie auf dieser Zeit und dem engagierten Widerstand Alwine Wellmanns gegen Faschismus und Militarismus.

Alwine Wellmann wurde als Kind eines Arbeiters im Jahr 1891 in Osnabrück geboren. Nachdem ihr eine höhere Schulbildung aufgrund der finanziellen Situation der Familie verwehrt blieb, engagierte sie sich schon früh in der SPD und der Gewerkschaft. So schrieb sie zum Beispiel Artikel für die sozialdemokratische Tageszeitung „Osnabrücker Abendpost“. Nach dem Ersten Weltkrieg unterstützte Alwine Wellmann die SPD in diversen Wahlkämpfen und kandidierte 1921 selbst auf Platz 2 der Liste des Wahlkreises Weser-Ems für den Preußischen Landtag. Angesichts des Wahlergebnisses reichte der Listenplatz nicht, allerdings zog sie 1924 als Nachrückerin in den Landtag ein und wurde somit die erste weibliche Abgeordnete aus Osnabrück. Ihr Mandat sollte sie bis 1932 behalten. Alwine Wellmann engagierte sich in dieser Zeit nicht nur für die Rechte der Frauen, sondern auch für den Frieden und gegen Krieg. Bereits in den 1920er Jahren knüpfte sie freundschaftliche Verbindungen nach Bulgarien. Nachdem die „rote Alwine“, wie sie auch genannt wurde, 1933 im Stadtrat zusammen mit den anderen Stadtverordneten der SPD das „Sieg Heil“ verweigerte, wurde sie verhaftet und ging daraufhin in das Exil nach Bulgarien. Da ihr dort jegliche politische Betätigung untersagt war, hielt sich Alwine Wellmann vor allem als Sprachlehrerin und mit der Unterstützung von Freunden über Wasser. Nach dem Ende des Krieges gelang ihr, die 1939/40 ausgebürgert wurde, erst im Jahr 1948 die Rückkehr nach Osnabrück. Hier setzte sie ihr Engagement für die SPD fort, ohne jedoch für öffentliche Ämter zu kandidieren. Stattdessen arbeitete sie als „Vertrauensmann für politisch, rassisch und religiös Verfolgte“ bei der Osnabrücker Bezirksregierung. Alwine Wellmann setzte sich

weiterhin für Frauen und Verfolgte des NS-Regimes sowie gegen Faschismus und Militarismus ein. Am 17. April 1966 starb sie in Osnabrück.

Zahlreiche Abbildungen genutzter Quellen sowie Fotos der Protagonisten und ihrer Wirkungsstätten illustrieren das Buch. Im Anschluss an den Text finden sich eine Ahnentafel und ein Ahnenblatt, erstellt von Karl-Ludwig Galle, einem Verwandten Alwine Wellmanns. Den Abschluss des Buches bilden ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie eine Kurzbiografie des Autors.

Man merkt Heiko Schulze während des gesamten Buches seine Begeisterung und Sympathie für Alwine Wellmann sowie ihr Wirken für die Frauenrechte und die Sozialdemokratie und gegen den Nationalsozialismus an. „Unsere Erste“ ist eine sehr gut lesbare Biografie über eine Frau, die durchaus eine größere Aufmerksamkeit und Würdigung im (lokal-)historischen Kontext in Osnabrück und darüber hinaus verdient hätte. (Alwine Wellmann befindet sich auf der Vorschlagsliste der Stadt Osnabrück für die Benennung von Straßen und Plätzen.)

Osnabrück

Nina Koch

Geschichtsort Villa ten Hompel/Westfälisches Wirtschaftsarchiv (Hg.), „Wer spart, hilft Adolf Hitler“. Nationalsozialismus und Sparkassen – Münster und das östliche Münsterland, Münster: Aschendorff 2019, 190 S., 96 Abb., ISBN 978-3-402-24609-2, € 19,80.

Die Publikation „»Wer spart, hilft Adolf Hitler« Nationalsozialismus und Sparkassen – Münster und das östliche Münsterland“ entstand im Rahmen einer Kooperation des Geschichtsortes Villa ten Hompel der Stadt Münster und der Stiftung Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund. Im Jahr 2019 wurde die wissenschaftlich unabhängige Studie publiziert, die 2017 durch die Sparkasse Münsterland Ost in Auftrag gegeben wurde. Das Konzept wurde durch Thomas Köhler und Christoph Spieker, als Vertreter der Villa ten Hompel, und Karl-Peter Ellerbrock, im Namen der Stiftung Westfälisches Wirtschaftsarchiv, erarbeitet. Das Autorenteam setzt sich aus Philipp Erdmann, Annika Hartmann und Kathrin Baas zusammen.

Zu Beginn nehmen die Herausgeber eine literarische Verortung der Studie vor. Gleichzeitig beziehen sie Stellung zu der Konzeption der Publikation. Daran anschließend folgt ein Interview, in welchem Markus Schabel, Vorsitzender des Vorstandes der Sparkasse Münsterland Ost, Markus Lewe, Vorsitzender des Verwaltungsrats und Oberbürgermeister der Stadt Münster sowie Dr. Olaf Gericke, stellvertretender Vorsitzender des Verwaltungsrats und Landrat des Kreises Warendorf, zu der nationalsozialistischen Vergangenheit der Vorläuferorganisationen der Sparkasse Münsterland Ost wie auch zu der Studie befragt wurden.

Nach den einführenden Worten folgt die überblicksartige Darstellung historischer Prozesse. Der Fokus liegt auf den politischen wie ökonomischen Entwicklungen im NS-Staat,

Schwerpunkt bildet diesbezüglich das Sparkassen- und Bankenwesen. Der Zeitraum des Überblicks reicht von den 1920er Jahren und der Weimarer Republik über den Regierungswechsel 1933 bis in die Nachkriegsjahre der 1950er Jahre. In einem zweiten Abschnitt werden insbesondere die Sparkassen anhand ausgewählter Aspekte untersucht und im Kontext politischer wie auch wirtschaftlicher Vorgänge betrachtet. Ein Schlusswort mit einer groben Skizze des Studieninhaltes bildet den Abschluss der Abhandlung.

Das Ziel der Publikation ist die Aufarbeitung der Geschichte der Vorläuferinstitute der Sparkasse Münsterland Ost sowie deren Bedeutung in der Zeit von 1933 bis 1945. Darüber hinaus werden auch die Nachkriegsjahre, Entnazifizierungsbestrebungen und die Umstrukturierung des Bankenwesens beleuchtet. Die Studie ermöglicht somit Einblicke in historische Prozesse und Entwicklungen der Sparkassen, welche durch die Politik mitbestimmt wurden. In der Studie werden Fragen hinsichtlich der Bankenkrise in den 1920er Jahren beantwortet. Der politische Wandel durch die NS-Machtübernahme 1933 wird beleuchtet, der die Personalwirtschaft der Unternehmen und damit die Unternehmensentwicklung beeinflusste und auf diese Weise die nationalsozialistische Bankenpolitik stützte.

Abgesehen von den Unternehmensstrukturen werden auch Alltagsthemen angesprochen. So wird unter anderem der Umgang mit jüdischen Bürgerinnen und Bürgern reflektiert, der sich seit 1933 an der nationalsozialistischen Politik orientierte. Auch die Rolle der Bankinstitute im Zweiten Weltkrieg wird beleuchtet. So nutzten die Banken das Kapital der Sparer zur Finanzierung des Krieges und warben bei ihren Kunden darum zu sparen wie auch Kriegsanleihen zu erwerben, um so das Dritte Reich zu unterstützen. An dieser Stelle wird auch auf Werbetechniken eingegangen, die den Kunden zum Kauf von Anleihen und zum Sparen ermuntern sollten.

Daran anschließend wird der Fokus auf die Nachkriegsjahre gelegt, in denen auch die Sparkasseninstitute einer Entnazifizierung unterzogen wurden. Die Neuformierung und die Währungsreform bilden den Endpunkt der chronologisch aufgebauten Betrachtungen. Spezifisch thematische Schwerpunkte werden im zweiten Teil der Studie aufgegriffen. Dort wird unter anderem untersucht, wie sich die Kreissparkasse Münster in eine Art Musterbetrieb wandelte oder propagandistische Mittel die Kunden zum Sparen ermutigen sollten. Auch wird zurückverfolgt, was mit dem Vermögen eines jüdischen Sparkassenkunden geschah.

Das Werk bietet der Leserschaft auf 125 Seiten einen einführenden Blick in Strukturen und Praktiken von Bankinstituten während der NS-Herrschaft sowie deren Wandel von den 1920er bis 1950er Jahren. Der chronologische Aufbau historischer Ereignisse wie auch Erläuterungen zu historischen Prozessen machen die Studie einer breitgefächerten Leserschaft zugänglich. Eine Vielzahl an Fotografien, Werbeblättern, Dokumenten und Graphiken unterstreichen die Inhalte der Studie. Am Ende jeden Kapitels wurde die verwendete Literatur sowie die eingesehenen Quellen eingefügt, sodass interessierten Lesern eine thematisch vertiefende Einarbeitung erleichtert wird. Selbstverständlich gibt es aber auch ein vollständiges Literatur-, Quellen- und Abbildungsverzeichnis und darüber hinaus eine Auflistung der zur Rate gezogenen Archive sowie Archivbestände. Ein Personenregister rundet das Verzeichnis ab und erleichtert die Recherche zu bestimmten Personen. Insgesamt bietet die Studie eine interessante Einstiegslektüre zu dem thematischen Schwer-

punkt des Bankenwesens in der NS-Zeit, obwohl sich die Untersuchung spezifisch auf das Sparkassenwesen Münsters und das östliche Münsterland bezieht.

Osnabrück

Jacqueline Meurisch

Bildungswerk Stanislaw Hantz/Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart (Hg.), *Fotos aus Sobibor. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus*, Berlin: Metropol Verlag 2020, 382 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-863-31506-1, € 29,00.

Es war angeblich eine Axt, die dem Ostfriesen Johann Niemann am 14. Oktober 1943 zum Verhängnis wurde. Ein Häftling des Vernichtungslagers Sobibor schwang dieses Werkzeug und tötete damit den SS-Untersturmführer Niemann. Es war der Auftakt zu einer verzweifelten Revolte von jüdischen Häftlingen in einem Vernichtungslager der Nationalsozialisten. Der geplante Aufstand führte zu einer Massenflucht. Daraufhin löste die SS das Lager auf und tarnte den Ort als Bauernhof, um die Spuren des Massenmords zu verwischen.

Die SS ließ den stellvertretenden Lagerkommandanten Niemann und weitere elf getötete SS-Angehörige mit allen Ehren bestatten. Unter den Hinterlassenschaften von Niemann waren auch mehrere Fotoalben, welche den Krieg in Ostfriesland überdauerten.

Angehörige Niemanns überließen einem Regionalhistoriker schließlich die Fotos, der sie 2015 dem Bildungswerk Stanislaw Hantz vorlegte und schließlich ebenfalls überließ. Das Bildungswerk aus Kassel organisiert seit 1998 Bildungsfahrten zu den Stätten der Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka, in denen anderthalb Millionen Jüdinnen und Juden im Zuge der „Aktion Reinhardt“ umgebracht wurden.

Schnell war klar, dass die insgesamt über 350 Fotos, die der Massenmörder Niemann über sein Leben hinterlassen hatte, wichtige, bisher unbekannte Bildzeugnisse der „Endlösung“ waren. Gemeinsam mit Martin Cüppers von der Forschungsstelle Ludwigsburg gab das Bildungswerk die Fotos Ende 2019 als kommentierte Edition heraus. Insgesamt wirkten sieben Autorinnen und Autoren an der Publikation mit. Was folgte, war das vermutlich größte Medienecho des Jahres zu einer historischen Publikation.

Der 1913 im ostfriesischen Völlen geborene Niemann absolvierte eine bemerkenswerte „Mord-Karriere“. Er trat 1934 in die SS-Wachmannschaft des Konzentrationslagers (KL) Esterwegen im Emsland ein und war später „Leichenbrenner“ bei den Euthanasiemorden in der Tötungsanstalt Bernburg. Daraufhin kam er in die Vernichtungslager Belzec und Sobibor, wo er in Sobibor bis zum Stellvertreter des Kommandanten aufstieg, ehe ein Häftling mit einer Axt seine Karriere beendete.

Aus nachvollziehbaren Gründen fokussiert sich die folgende Rezension auf die Texte und Fotos zu den frühen Lebensjahren Niemanns in Ostfriesland und dem Dienst im KL Esterwegen – der ersten Station seiner „KZ-Karriere“.

Es fällt auf, dass der Begleittext zu den Lebens- und Dienstjahren Niemanns zwischen 1913 und 1939 gerade einmal neun Seiten beträgt. Die Phase der KL Esterwegen und Sach-

senhausen, in denen seine erste „Gewaltsozialisation“ stattfand, kommt dabei gerade einmal auf vier Seiten, was zeigt, dass die „Endlösung“ immer noch vornehmlich von ihrem Ende her gedacht wird. Bei der Antwort auf die Frage, wie Männer in den Vernichtungslagern zu Mördern werden konnten, wird der Frühphase der SS-Karrieren in der Forschung oft nur wenig Beachtung geschenkt. Dabei war Niemann, als er im Herbst 1941 nach Belzec kam, seit Jahren mit dem KL-Dienst und den Mordpraktiken der SS vertraut.

Der Text wurde verfasst von Karin Graf und Florian Ross vom Bildungswerk, die jedoch wenig versiert erscheinen in der Darstellung der frühen Lebensumgebung Niemanns. Sie beschreiben die Geburt und Familienumstände von Niemann im ostfriesischen Völlen und schildern danach die wirtschaftlich-sozialen Begebenheiten im Emsland, als gäbe es da einen konkreten Bezug. Dass aber Ostfriesland und das Emsland damals in Sachen Politik, Kultur und Konfession wenig miteinander gemein hatten und völlig verschiedene Räume waren, scheint ihnen entgangen zu sein. Und diese seltsame Verquickung zweier Regionen hält sich den weiteren Text lang leider durch. Für Graf und Ross scheinen Ostfriesland und Emsland irgendwie eins zu sein.

Auch die Kenntnisse zum KL Esterwegen wirken dünn und sind stellenweise fehlerhaft. Es wird nicht immer klar getrennt zwischen der Phase der preußisch-staatlichen KL (1933/34) und dem späteren SS-KL Esterwegen (1934–36). Die Ablösung der SA im KL Esterwegen 1934 durch die SS hatte auch nichts mit dem „Röhm-Putsch“ und der Entmachtung der SA zu tun, denn dieser Wechsel war bereits früher ins Auge gefasst worden. Vielmehr gab Göring als preußischer Ministerpräsident den Plan staatlicher KL auf und trat Esterwegen an die SS ab, während er die übrigen KL ins Ressort seines Justizministeriums übernahm. In diesen Lagern blieb die SA Wachtruppe. Kriminelle „Vorbeugehäftlinge“ kamen erst 1935 und nicht 1934 vermehrt in das KL Esterwegen. Niemann war im Sinne der NSDAP auch kein „Alter Kämpfer“ wie behauptet. Die Reihe der Ungenauigkeiten ließe sich fortsetzen.

So schaffen es Graf und Ross auch nicht, das Potential von Niemanns Zeit im KL Esterwegen ansatzweise auszuschöpfen. Dabei tat Niemann hier zweieinhalb Jahre Dienst – viel länger als in jedem der folgenden KL. Der Leser erfährt kaum etwas zur Organisationsstruktur der SS oder zur Anwendung von Gewalt im Lager. Niemann gehörte dem SS-Wachverband „Ostfriesland“ an, der eine paramilitärische, bewaffnete Einheit mit spezifischen Wachaufgaben darstellte, die infanteristisch ausgebildet wurde. Wie sah sein Dienstalltag aus? Gerade die Angehörigen des Wachverbands waren es, die die Morde an den Häftlingen übten. Dies geschah aufgrund anhaltender staatsanwaltschaftlicher Ermittlungen in der Regel durch fingiertes „Erschießen auf der Flucht“ oder getarnte „Notwehrhandlungen“.

Welches Binnenklima mögen die Morde in der SS-Truppe geschaffen haben? Welche ideologische Indoktrination und Sozialpraktiken herrschten in dem SS-Verband vor? Diese Fragen werden kaum angeschnitten.

Die Literaturbasis der Autoren besteht aus einer übersichtlichen Anzahl an Titeln, bei denen es sich zum Teil nur um Überblicksdarstellungen ohne Detailinformationen handelt. Einschlägig bekannte Fachwerke wie die jüngste Studie zur Geschichte der Konzentrationslager von Nikolaus Wachsmann oder die Abhandlung von Johannes Tuchel sucht

man vergebens. Für die wichtige Aussage, dass es sich bei Niemanns Lehrherrn 1927 um einen „überzeugten Anhänger der Nationalsozialisten“ gehandelt habe, reicht Graf und Ross zudem die mündliche Auskunft eines Regionalhistorikers ohne weitere Prüfung aus. Das wirkt alles nicht überzeugend und ohne Motivation zusammengeschrieben.

Die Fotos zu Esterwegen waren in der ersten Auflage oftmals ungenau datiert worden, die Motive teils falsch zugeordnet. Dies ist in der zweiten Auflage teilweise korrigiert bzw. verbessert worden.

So vermittelt der Abschnitt zu den Jahren Niemanns in Ostfriesland und den KL Esterwegen und Sachsenhausen allgemein den Eindruck einer ungeliebten Pflichtaufgabe, um möglichst schnell zum Hauptthema „Sobibor“ vorzudringen. Selbstverständlich liegt die Bedeutung der Fotos auf den späteren Tatorten in Belzec und Sobibor, aber biographisch waren doch eben diese frühen Jahre im KL-Dienst für Niemann mit großer Sicherheit prägend. Sie könnten mit erklären, wie jemand, der neun Jahre lang im Kosmos der Konzentrationslager Dienst tat, vom einfachen SS-Mann zum Massenmörder werden konnte. Von den Grundlagen dieser „Gewalt-Sozialisation“ erfährt man jedoch kaum etwas.

Das Bildungswerk Stanislaw Hantz wäre vermutlich an der Aufgabe, diese bedeutende Foto-Sammlung zu edieren und zu kontextualisieren gescheitert. Die Publikation lebt aber vor allem von den äußerst fachkundigen Beiträgen der Autoren um den Spezialisten Martin Cüppers. Die frühen Jahre in Niemanns Biographie sind dagegen zwei Autoren überlassen worden, die damit überfordert scheinen. Weder Graf noch Ross verfügen offenbar über tiefere Kenntnisse des nordwestdeutschen Raums in jener Zeit, geschweige denn über die Zeit der frühen Konzentrationslager bis 1937. Aus welchem Grund die Verantwortlichen dieses Autorenduo als prädestiniert angesehen haben, bleibt rätselhaft.

Den hohen Erwartungen, die das große Medienecho hervorgerufen hat, wird das Anfangskapitel zu keiner Zeit gerecht – ein Ärgernis bei einer ansonsten sehr fundierten wie lesenswerten Publikation.

Osnabrück

Sebastian Weitkamp

Klaus Garber, *Lebensreise. Blätter des Gedenkens*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2019, 309 S., ISBN: 978-3-412-51483-9, € 40,00.

Blickt man auf die Geschichte der noch jungen Universität Osnabrück, dann gehört Klaus Garber sicherlich zu ihren bekannteren Persönlichkeiten: Geboren am 3. Juli 1937 in Hamburg wurde er nach einem Studium der Germanistik, Philosophie und Theologie an den Universitäten Bern, Hamburg und Göttingen sowie weiteren Studien an den Universitäten Bonn, Marburg und Frankfurt 1970 mit der Dissertation „Der locus amoenus und der locus terribilis. Bild und Funktion der Natur in der deutschen Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts“ bei dem Germanisten Richard Alewyn promoviert. Es folgten das erste Staatsexamen 1971, ein Forschungsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bis 1972, eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Rat an der Universität Göttingen

bis 1974. Im Anschluss an ein Habilitationsstipendium der DFG wurde er 1975 auf den Lehrstuhl für Literaturtheorie und Geschichte der Neueren Literatur an der gerade erst gegründeten Universität Osnabrück berufen. Ab 1992 war Garber Direktor des Interdisziplinären Instituts für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit (IKFN), das er aufgebaut hat. 2004 erhielt er die Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaft der Universität Hamburg. Im gleichen Jahr wurde Garber emeritiert oder wie man in seinem Fall treffend sagen kann: In den „Unruhestand“ verabschiedet, denn Garber ist weiterhin wissenschaftlich aktiv – „in einem der Wissenschaft zugewandten Leben“ (S. 292). Garber hat in der Vergangenheit zur europäischen Arkadien-Utopie, zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik sowie im Speziellen zu Martin Opitz, Walter Benjamin und Richard Alewyn geforscht und publiziert. Ein weiterer Schwerpunkt seines Schaffens ist die Beschäftigung mit den ehemals zum deutschen Sprachraum gehörigen Regionen um Königsberg, Breslau, Liegnitz und Brieg.

Mit seinem Buch „Lebensreise“ hat Klaus Garber nun seinem reichhaltigen Oeuvre eine weitere Publikation hinzugefügt, die sich aber von seinen anderen unterscheidet: Es handelt sich nicht um eine wissenschaftliche Studie, sondern um seine Autobiographie. Das Werk ist in 76 kleinere Kapitel aufgeteilt, die sich von der frühesten Jugend, über die Schul- und Studienzeit, Forschungs- und Bibliotheksreisen bis hin zu seiner akademischen Tätigkeit an der Universität Osnabrück spannen, die im Folgenden im Mittelpunkt stehen soll.

Garber eröffnet mit seiner Autobiographie einen Blick auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und den Anfang des 21. Jahrhunderts aus der Sicht eines Akademikers. Dies ist nicht nur interessant, weil die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts historisch bedeutsam ist, sondern weil auch das universitäre Leben sich Veränderungen gegenüber sah: Man denke hier vor allem an die Bildungsoffensive der 1960er Jahre, in deren Folge eine Reihe von Universitäten, so auch die Universität Osnabrück, gegründet wurden. Garber skizziert u.a. kurz die Vorgeschichte der niedersächsischen Gründungen unter der Feder des SPD-Kultusministers Peter von Oertzen und hebt auf deren zentrales Problem ab: Niedersachsen hatte chronisch klamme Kassen und weil man sich nicht auf den Aufbau einer gut ausgestatteten Reformuniversität konzentrierte, sondern an mehreren Standorten Universitäten aus der Taufe hob, war die Universität Osnabrück ständig von finanziellen Nöten bedroht (S. 88f.). Garber bewarb sich, ohne sich Chancen auszurechnen, in Osnabrück und erhielt den Zuschlag. Doch: „Wo Jubel hätte herrschen sollen, stellte sich Ratlosigkeit ein, verbunden mit dem Vorsatz, eine Ablehnung auszusprechen.“ (S. 90). Eine Entscheidung zugunsten Osnabrücks fand erst zwei Jahre nach der Ruferteilung statt, als seine Freunde „dem Verbiesterten gehörig den Kopf wuschen“ und zu einem Weggang aus Göttingen überredeten. Für Garber wurde Osnabrück in der Folge zu einer „Angelegenheit fürs Leben“ (S. 90–92).

Die Geistes- und Sozialwissenschaften an der neugegründeten Universität Osnabrück („ein linkes universitäres Reformprojekt“) charakterisiert Garber als intellektuelles Zentrum. Die Universität wiederum zog aufgrund ihrer Linkslastigkeit viele Wissenschaftler an, „die an den ‚alten‘ Universitäten [...] keine Chance gehabt hätten.“ (S. 92f.). Der Anfang in der Germanistik war indes schwierig (S. 94f.), allerdings bildete sich hier eine „Frühneu-

zeit-Community“ heraus, die sich fächerübergreifend mit diesem noch neuen Fachgebiet befasste (S. 95). Der Versuch diese Zusammenarbeit im wahrsten Sinne des Wortes zu institutionalisieren war aber nicht einfach: Denn Institute waren an Reformuniversitäten nicht gerne gesehen. In Osnabrück richtete man deswegen zunächst Mitte der 1980er Jahre eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe ein, „es dürfte sich um den ersten Zusammenschluß von Frühneuezeitlern im deutschen Sprachraum gehandelt haben“ – so Garber (S. 212). 1992 entstand aus dieser das Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit (kurz: IKFN), das Sprach- und Literaturwissenschaftler, Historiker, Kirchenhistoriker, Kunst- und Musikwissenschaftler, Politologen und Rechtswissenschaftler vereinigte.

Als „passionierter Bücherliebhaber“ war er am Aufbau des hiesigen Literaturbestandes für sein Fachgebiet beteiligt, u.a. in der Senatskommission für die Bibliothek (S. 126). Neben Forschungsprojekten wie dem „Handbuch des personalen Geleichenheitschrifttums in europäischen Bibliotheken und Archiven“ konnte Garber im Rahmen seiner Tätigkeit an der Universität Osnabrück einige bedeutsame Kongresse organisieren, die weit über Osnabrück hinaus wirkten, wie z.B. 1992 anlässlich des hundertsten Geburtstages von Walter Benjamin (S. 254–257).

Natürlich fokussiert sich der Band nicht nur auf die Universität Osnabrück. Er berichtet eben auch von „Bibliotheksreisen in verschwundene Welten“ und von „Begegnungen mit den Hütern dieser Schätze und anderen großen Gelehrten“. Nicht nur deswegen ist zu konstatieren: Wer sich für Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im Allgemeinen, aber auch die Geschichte der Universität Osnabrück im Speziellen interessiert, dem sei das sprachlich ansprechende und anspruchsvolle Werk ans Herz gelegt.

Osnabrück

Thorsten Unger